

BAESSLER-ARCHIV

BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE
HERAUSGEGEBEN AUS MITTELN DES BAESSLER-INSTITUTS

UNTER MITWIRKUNG DER DIREKTOREN DER ETHNOLOGISCHEN
ABTEILUNGEN DES KÖNIGLICHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE
IN BERLIN REDIGIERT VON
ALFRED MAASS

BEIHEFT VIII

DIE BANJANGI

VON

F. STASCHEWSKI

ÜBERARBEITET UND HERAUSGEGEBEN VON B. ANKERMANN



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 1917



DAS BAESSLER-ARCHIV FÜR VÖLKERKUNDE

erscheint in zwanglosen Heften, von denen 6 einen Band von ca. 36 Druckbogen zum Preise von 20 Mark bilden. Einzeln sind die Hefte zu einem je nach dem Umfang bemessenen, etwas erhöhten Preise käuflich.

Das Baessler-Archiv ist bestimmt für Arbeiten aus allen Gebieten der Völkerkunde mit Ausnahme der reinen Linguistik und physischen Anthropologie. Seine Hauptaufgabe ist die wissenschaftliche Beschreibung und Verwertung des in den deutschen Museen aufgespeicherten Materials nach seiner kulturgeschichtlichen und technologischen Bedeutung, doch werden auch soziologische, mythologische, kunst- und religionsgeschichtliche Themata berücksichtigt, soweit sie zur Erklärung von Museumssammlungen beizutragen geeignet sind. Dementsprechend ist eine reichliche Ausstattung mit Abbildungen vorgesehen.

Das Honorar beträgt 80 Mk. für den Bogen von 8 Seiten;
außerdem erhalten die Mitarbeiter 50 Sonderabzüge.

Redaktionelle Sendungen, Zuschriften und Anfragen sind zu richten an den Redakteur
Professor Dr. Alfred Maafß, Berlin W.10, Tiergartenstraße 18c.

Für umfangreichere wichtige Arbeiten werden nach Bedarf

BEIHEFTE

ausgegeben, die besonderen Vereinbarungen unterliegen und den Abonnenten zu einem Vorzugspreise geliefert werden.

1. Beiheft: **Sprichwörter und Lieder aus der Gegend von Turfan.** Mit einer dort aufgenommenen Wörterliste von Albert von Le Coq. Mit 1 Tafel. [100 S.] 1911. Geheftet M. 9.—, für Abonnenten M. 6.75.
2. Beiheft: **Die Wagogo.** Ethnographische Skizze eines ostafrikanischen Bantustammes von Heinrich Claus, Stabsarzt im Infanterie-Regiment Nr. 48, früher in der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Mit 103 Abbildungen. [IV u. 72 S.] 1911. Geheftet M. 8.—, für Abonnenten M. 6.—
3. Beiheft: **Die Goldgewichte von Asante (Westafrika).** Eine ethnologische Studie von Rudolf Zeller. Mit 21 Tafeln. [IV u. 77 S.] 1912. Geh. M. 12.—, für Abonnenten M. 9.—
4. Beiheft: **Mitteilungen über die Besiedelung des Kilimandscharo durch die Dschagga und deren Geschichte.** Von Joh. Schanz. [IV u. 56 S.] 1912. Geheftet M. 8.—, für Abonnenten M. 6.—
5. Beiheft: **Original Odžibwe-Texts.** With English Translation, Notes and Vocabulary collected and published by J.P.B. de Josselin de Jong, Conservator at the State Museum of Ethnography, Leiden. [IV u. 54 S.] 1912. Geheftet M. 6.—, für Abonnenten M. 4.50.
6. Beiheft: **Ein Beitrag zur Ethnologie von Bougainville und Buka mit spezieller Berücksichtigung der Nasioi.** Von Ernst Frizzi. [56 S.] 1914. Geheftet M. 9.—, für Abonnenten M. 6.75.
7. Beiheft: **Ein Beitrag zur Kenntnis der Trutzwaffen der Indonesier, Südseevölker und Indianer.** Von Hauptmann a.D. Dr. G. Friederici. [78 S.] 1915. Geh. M. 8.—. Für Abonn. M. 6.—

BAESSLER-ARCHIV

BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE
HERAUSGEGEBEN AUS MITTELN DES BAESSLER-INSTITUTS

UNTER MITWIRKUNG DER DIREKTOREN DER ETHNOLOGISCHEN
ABTEILUNGEN DES KÖNIGLICHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE
IN BERLIN REDIGIERT VON

ALFRED MAASS

BEIHEFT VIII

DIE BANJANGI

VON

F. STASCHEWSKI

ÜBERARBEITET UND HERAUSGEGEBEN VON B. ANKERMANN



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH
1917



ISBN 978-3-663-15560-7 ISBN 978-3-663-16132-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-16132-5

ALLE RECHTE, EINSCHLISSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

VORBEMERKUNG.

Auf meinem Marsch von der Küste nach Bali, der mich Ende November – Anfang Dezember 1907 durch das Banjangiland führte, war ich wegen Ausbleibens der Träger genötigt, einige Tage die Gastfreundschaft der Niederlassung der Gesellschaft Nordwest-Kamerun in Tinto zu genießen. Hier lernte ich Herrn Staschewski, den Verfasser der folgenden Arbeit, kennen, der als Angestellter der genannten Gesellschaft dort ein neues Faktoreigebäude aufführte. In seiner Begleitung habe ich die benachbarten Dörfer Tinto, Tale und Ngassa besucht. Herr Staschewski zeigte mir seine schönen Photographien von Eingeborenentypen, Tätowierungen usw., und da er durch mehrjährigen Aufenthalt im Lande mit den Eingeborenen sehr vertraut geworden war, auf gutem Fuße mit ihnen stand und lebhaftes Interesse für ihre Sitten und ihre Denkweise zeigte, so forderte ich ihn auf, seine Beobachtungen möglichst zu vervollständigen und niederzuschreiben. Herr St. hat dieser Anregung bereitwillig Folge geleistet und an der Hand der vom Berliner Museum für Völkerkunde herausgegebenen „Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen“ das von ihm Gesehene und Erkundete zusammengestellt. Das Manuskript war bereits im April 1910 fertig, die Drucklegung hat sich aber leider bis heute verzögert.

Mein Anteil an der Arbeit beschränkt sich auf eine stilistische Überarbeitung und z. T. eine andere, übersichtlichere Anordnung des Stoffes, wozu Herr St. mir freie Hand gelassen hatte. Sachlich habe ich nur einige Grundrisse von Häusern und Zeichnungen von Teilen des Hausinnern hinzugefügt, die ich teils während meines kurzen Aufenthalts in Tinto in den oben genannten Dörfern, teils auf meinem Weitermarsch in Sabe aufnehmen konnte. Sie finden sich im Anhang. Endlich habe ich auf Grund der sprachlichen Aufzeichnungen Herrn Staschewskis, die hier nur teilweise verwertet werden konnten, das gleichfalls im Anhang gegebene Vokabular zusammengestellt. Dabei ist die vom Verfasser angewandte Schreibung der Banjangi-Wörter beibehalten worden.

Sämtliche Abbildungen sind, mit Ausnahme der wenigen vorher erwähnten von mir stammenden und einiger, die nach Originalen des Berliner Museums hergestellt sind, nach Photographien und Zeichnungen des Verfassers angefertigt. Leider konnte wegen der Kosten aus der großen Zahl seiner photographischen Aufnahmen nur eine beschränkte Auswahl veröffentlicht werden.

B. ANKERMANN.

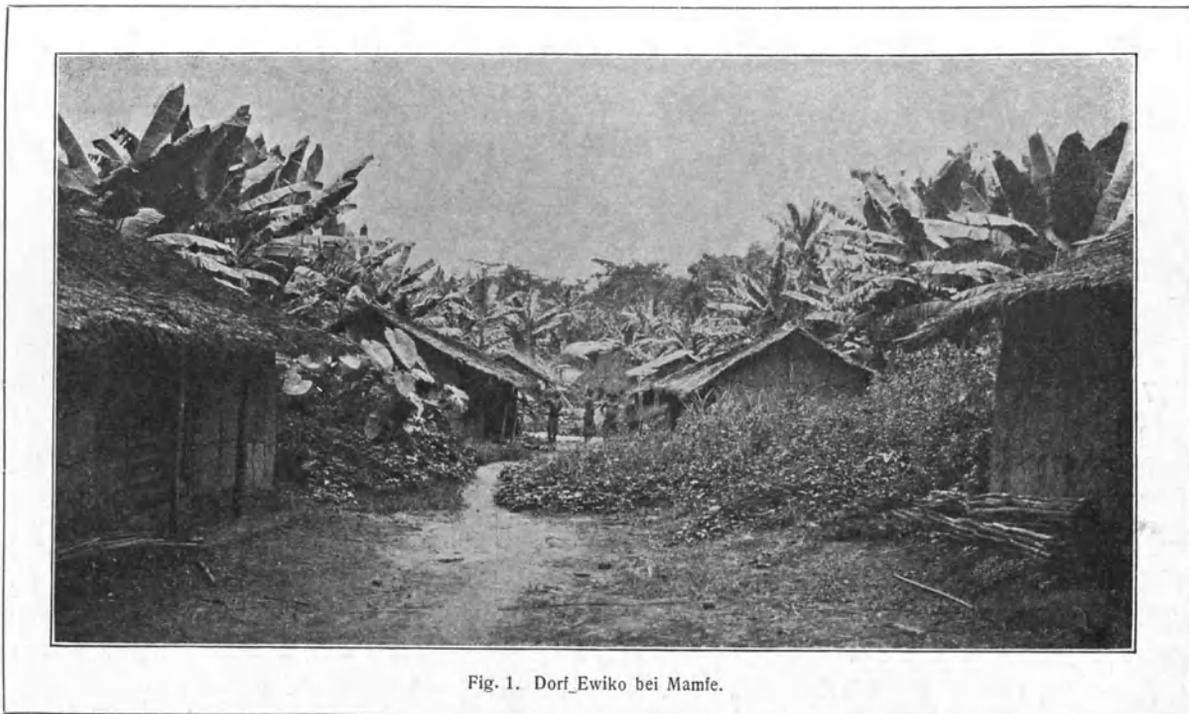


Fig. 1. Dorf_Ewiko bei Mamfe.

Der eigentliche Name des Stammes ist Banjangi; auf der Karte und in den Berichten der Reisenden und Kolonialbeamten werden sie gewöhnlich Banjang genannt. Bei den Anjang heißen sie Kiepenne. Ihre Wohnsitze liegen zu beiden Seiten des oberen Cross River, noch im Waldlande, aber an seinen äußersten Grenzen, unmittelbar unter dem Steilabfall des Graslandes. Ihre Nachbarn sind im Nordwesten die Anjang, im Nordosten die den Bali unterworfenen Stämme, im Osten die Bangwa, im Süden die Bakogo, im Westen die Keaka und Obang.

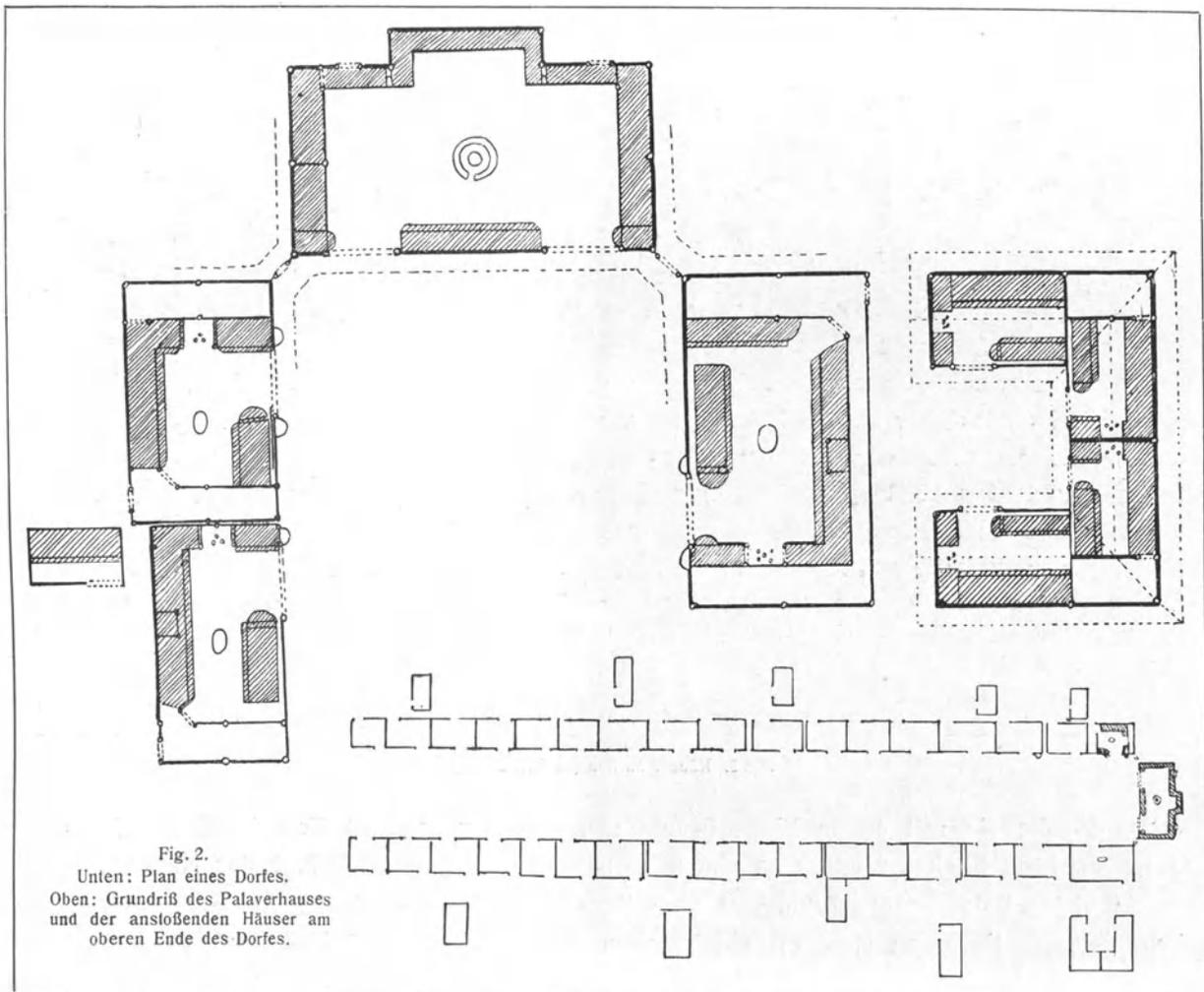
Das Stammesgebiet zerfällt in eine Reihe von Landschaften: Sabe, Mombo, Tato, Foto, Kepelle, Tale, Tinto, Mfotabe, Defang, Nguti, Feintschang, Mbienjong, Ossing (auch Osching), Badschu-Agagbe, Badschu-Ntei, Bissonowang, Bakum, Mamfe, Tschang und Ejang-Tschang.¹⁾ Diese Landschaften sind durch Waldstreifen voneinander getrennt und stellen unabhängige Gemeinwesen dar, deren jedes unter einem Oberhäuptling steht. Auf jede Landschaft kann man etwa 5 bis 15 Dörfer rechnen. Die Dörfer selbst sind klein und zählen 40 bis höchstens 100 Häuser.

Von den Tale- und Tintoleuten werden alle von Feintschang an westlich wohnenden Banjangi schon zu den Keaka gerechnet. Es besteht hier auch ein geringer Sprachunterschied.

Die Dörfer bestehen aus einer, durch zwei Häuserreihen gebildeten geraden Straße und liegen meistens mit ihrer Längsachse senkrecht zum Wege, so daß man beim Vorbeimarschieren in die Dorfstrasse hineinsehen kann (Fig. 1).

Wenn ein neues Dorf erbaut werden soll, so wird zunächst die Platzfrage gründlich erwogen. Hat man sich nach langem Suchen und vielem Streiten endlich darüber geeinigt, so gehen die Männer nach dem erwählten Platze, um die Bäume daselbst zu fällen. Die Bäume werden nicht wie bei uns dicht über dem Boden, sondern etwa in 1 m Höhe über demselben umgehackt; denn der Neger bückt sich nicht gern. Laub und Zweige werden zu großen Haufen aufgetürmt und verbrannt, sobald sie trocken sind. Dann wird nach einiger Zeit — denn die Leute haben keine Eile — durch Trommelschlag eine neue Versammlung berufen, um über die Fortführung des Baues zu beraten und die Arbeiten zu verteilen. An diesen Versammlungen nehmen auch die Frauen lebhaften Anteil, da ihnen ein großer Teil der Arbeit zufällt.

1) Viele Ortsnamen werden verschieden ausgesprochen; einige sagen Ossing, andere Osching; statt Badschu sagen manche Badschi, statt Munaja Tschamaja usw.



Nun werden von den Männern die Baumstümpfe und Wurzeln gerodet und das Holz zur Seite des Bauplatzes aufgeschichtet, um später als Brennholz verbraucht zu werden. Die Frauen säubern dann mit ihren Hacken den Platz vollends und ebenen ihn gleichzeitig. Wenn das Terrain geneigt ist, so wird es abgestochen, um eine wagrechte Baufläche herzustellen.

Nun wird die Bauflucht abgesteckt. Das geschieht von gewissen im Bauwesen besonders erfahrenen Männern. Nachdem man zunächst den Platz des Palaverhauses bestimmt hat, spannt man zwei Lianenseile, die so lang sind, wie das Dorf werden soll, parallel zueinander aus, von den beiden vorderen Ecken des Palaverhauses ausgehend. Die beiden Seile bezeichnen die Flucht der beiden Häuserreihen und die Breite der Dorfstraße (Fig. 2).

Als dann beginnt der Bau des Palaverhauses, das von den Dorfbewohnern gemeinschaftlich errichtet wird. Dieses Haus steht am Ende der Dorfstraße und schließt dieselbe, quer gestellt, ab. An Größe sind diese Häuser verschieden, haben aber fast immer dieselbe Einrichtung. Die Vorderseite zeigt einen oder auch zwei breite Eingänge, umrahmt von zwei dicken runden Türpfosten und einer ebensolchen Schwelle. Innen laufen Lehmbanken mit Fußschemeln und Lehnen an den Wänden entlang. In der hinteren Längswand befindet sich ein kleiner Ausbau für die Musikkapelle, ebenfalls mit Lehmbanken und Fußschemeln ausgestattet. In der Mitte des Hauses wird das Dach von einer dicken runden, oben zuweilen mit Schnitzerei verzierten Holzsäule getragen, die auf einem runden Lehmsockel ruht. In diesem Sockel befindet sich eine halbrunde Nische, die bis unter den Boden der Hütte vertieft ist. In dieses Loch tut man kleine Opfer für den Gott, der sich unter dem Lehmsockel aufhält. Die Säule heißt *ekwom*. Bisweilen stehen hier ein bis zwei Axtklingen oder anderes Eisen. Die Leute sagen,



Fig. 3. Häuser im Bau (im Dorf Ewiko).

der Gott solle sie mit diesen Eisen beschützen. Mitunter befindet sich die Grube für das Opfer nicht am Sockel, sondern an einem Türpfosten oder auch außerhalb des Hauses.

In vielen Palaverhäusern befindet sich links im Hause eine kleine Ankleidekammer für die Jujuleute. Darinnen steht oft ein Tisch und ein Lehnstuhl, beides nach europäischem Muster, und ein kleiner Kasten zur Aufbewahrung des Tanzschmucks. Ist der Tanz zu Ende, so wird alles dieses in die Höhe gezogen und unter dem Dach festgebunden.

Zuweilen findet man im Palaverhause einen flachen, aufrecht stehenden Stein, mit bunten Farben bemalt und mit roten Papageienfedern, Messingdraht und Bastbüscheln geschmückt. Das untere Ende ist eingegraben und mit einer Matte verhüllt. Vor demselben werden kleine Früchte, Palmnüsse u. dgl. als Opfer dargebracht. Der Stein, der wie ein gewöhnlicher Stein *ta* genannt wird, soll bis zu sieben Sklaven kosten, wenn er von seinem Verfertiger gekauft wird. Die Kosten trägt die ganze Gemeinde. Beim Eingraben desselben im Hause findet eine Festlichkeit mit Tanz und dem üblichen Getrommel statt. Der Stein soll überhaupt, wie mir erzählt wurde, nur bei solchen Tänzen eine Rolle spielen. Das Palaverhaus dient zu Kult, Tanz und Beratungen; andere Räume dafür gibt es nicht.

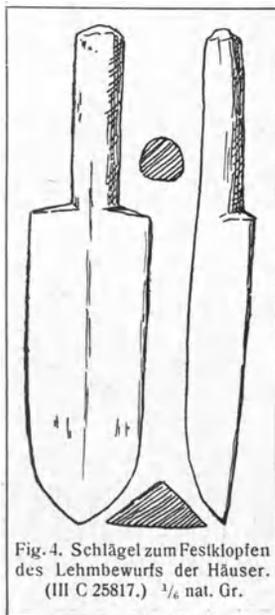


Fig. 4. Schlägel zum Festklopfen des Lehmewurfs der Häuser. (III C 25817.) $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

Sobald das Palaverhaus fertig und mit Lehm beworfen ist, macht man sich an den Bau des übrigen Dorfes. Den ausgespannten Lianenseilen entlang wird der Raum für die einzelnen Häuser abgesteckt, und jeder arbeitet nun für sich an seinem eigenen Hause. Die Männer holen die Hölzer aus dem Walde und helfen sich bei dem Transport gegenseitig. Denn wo die Farmen ausgedehnt sind, ist der Weg zum Walde weit; auch kann nicht jedes Holz genommen werden, mag es auch schön gerade gewachsen sein und gut aussehen, da viele Holzarten allzusehr von Käfern und Termiten zerstört werden. Zuerst werden die Eck- und Giebelpfähle in den Boden eingegraben und die als

Rahmen und Firstbalken dienenden Querhölzer oben aufgelegt. Die Wände werden dann aus senkrecht in den Boden gesteckten dünneren Stangen und wagrecht quer hindurchgeflochtenen Ruten hergestellt (Fig. 3).

Ist das Holzgerippe des Hauses fertig und das Dach mit Matten gedeckt, so beginnt die Arbeit der Frauen. Einige holen Wasser, andere treten Lehm, wieder andere werfen denselben ballenweise an das Geripp der Wände. Sind die Wände beworfen, so nehmen die Frauen einen dreikantigen Holzschlägel (*essong*) (Fig. 4) und klopfen damit den halbtrockneten Lehm bewurf glatt. Schließlich werden die Wände mit etwas Wasser sauber abgeputzt. Dann kommt das Innere des Hauses an die Reihe; die Frauen machen die Lehm-bänke, die sich an den Wänden entlang ziehen, und verzieren sie mit eingegrabenen Ornamenten, die nach dem Trocknen mit roter, gelber, weißer und schwarzer Farbe bemalt werden. Auch die Hauswände sind häufig außen und innen mit Malereien verziert (vgl. Fig. 5–16).

Jede Familie hat ein Haus für sich. In der Straßenfront ist eine breite Tür gelassen. Auf der einen Schmalseite befindet sich der Herd (*mamongo*), an den übrigen Wänden entlang ziehen sich die schön verzierten Bänke. Der Hauptraum des Hauses dient zum gemeinsamen Aufenthalt und zur Beherbergung von Besuch. Rechts oder, wenn der Mann zwei Frauen hat, auch links stoßen Nebengemächer für die Frauen und ihre Kinder an. Hat er noch mehr Frauen, so werden nach der Hofseite Räume angebaut. Ebenso erhalten Junggesellen je ein Häuschen, so daß bei reichen Leuten mit zahlreicher Familie sich eine Anzahl Nebengebäude um einen Hof gruppiert. Die Straße, der Hof und das Innere der Häuser werden sehr sauber gehalten.

Die Türen werden entweder aus den Blattrippen der Raphiapalme oder aus zugehauenen Brettern gefertigt; letztere sind vielfach ornamentiert (vgl. S. 35) (Fig. 17). Die ersteren sind Schiebetüren; sie hängen an zwei geflochtenen Ösen, die auf einer wagrechten Bambusstange hin und her gleiten. Als Verschuß wird ein kleiner Pflock in die Tür und die Wand gesteckt. Die weit schmaleren Türen nach der Gartenseite hinaus dagegen hängen in dicken Draht-ringen gleich unseren Charnierbändern und haben als Verschuß eine Öse aus starkem Draht, wie bei uns auf dem Lande an den Stalltüren.

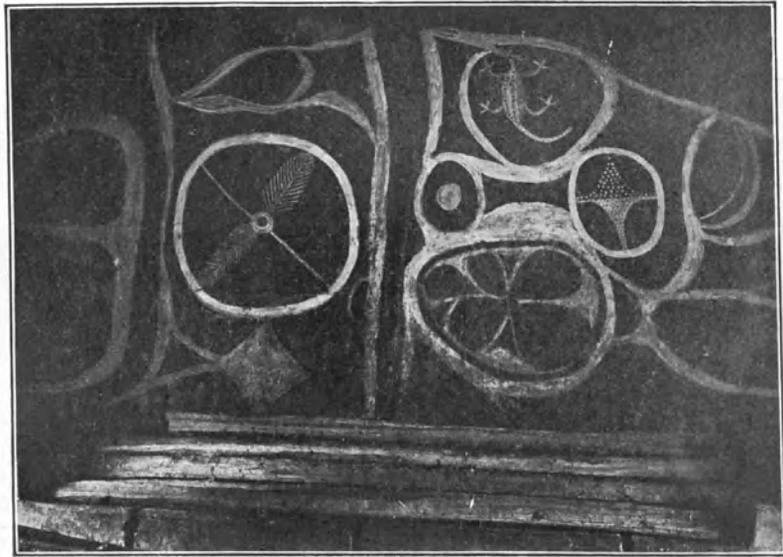


Fig. 5. Wandmalerei aus dem Palaverhause von Bissonowang.

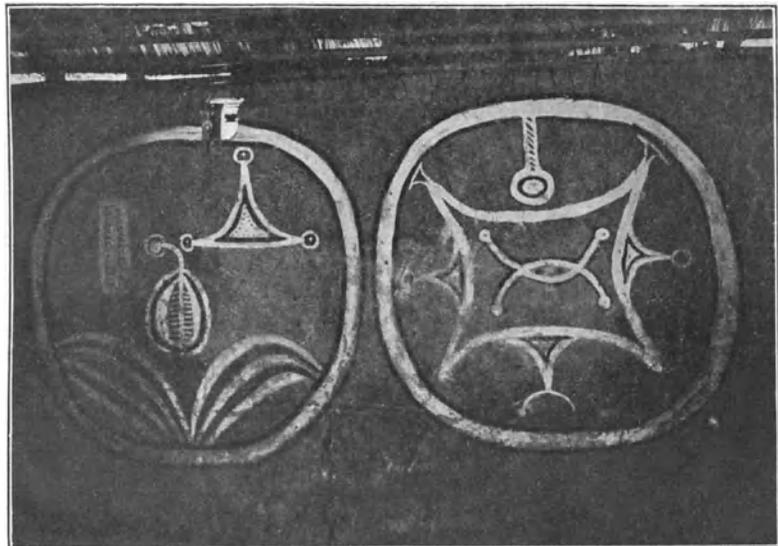


Fig. 6. Wandmalerei aus dem Palaverhause von Bissonowang.

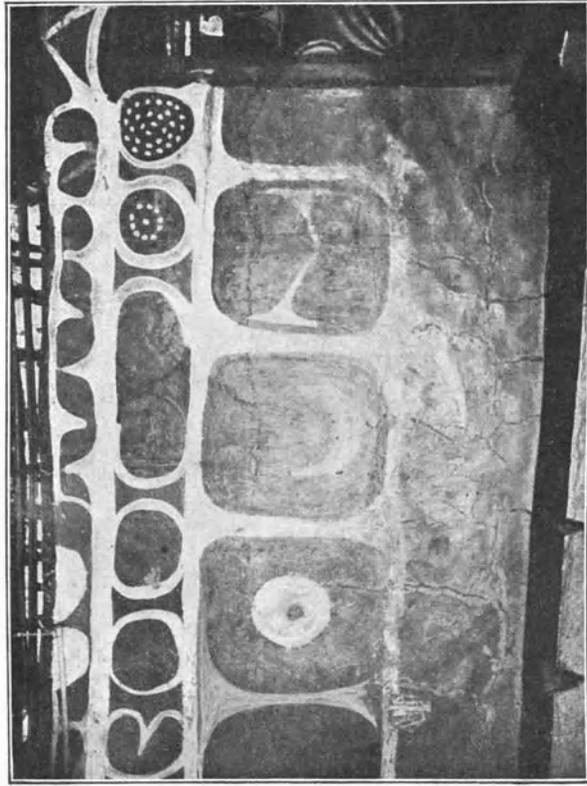


Fig. 7. Wandmalerei aus dem Palaverhouse von Bissonowang.

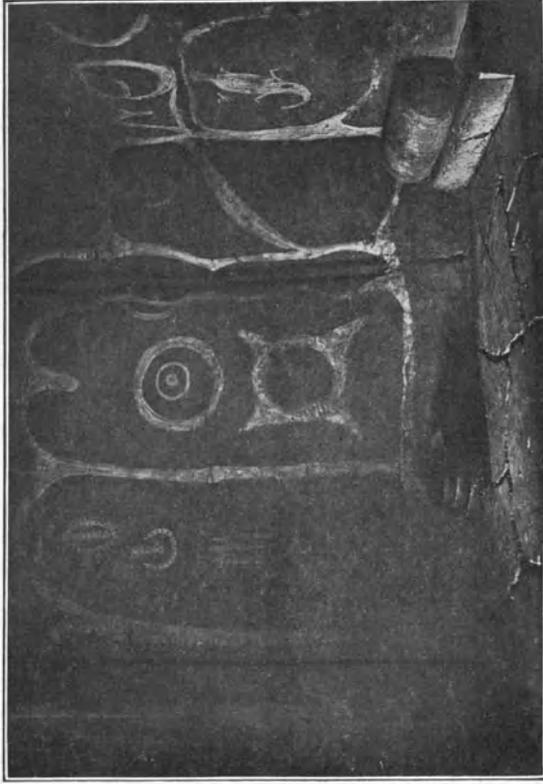


Fig. 8. Wandmalerei aus dem Palaverhouse von Bissonowang.



Fig. 9. Wandmalerei aus dem Palaverhouse in Talo.

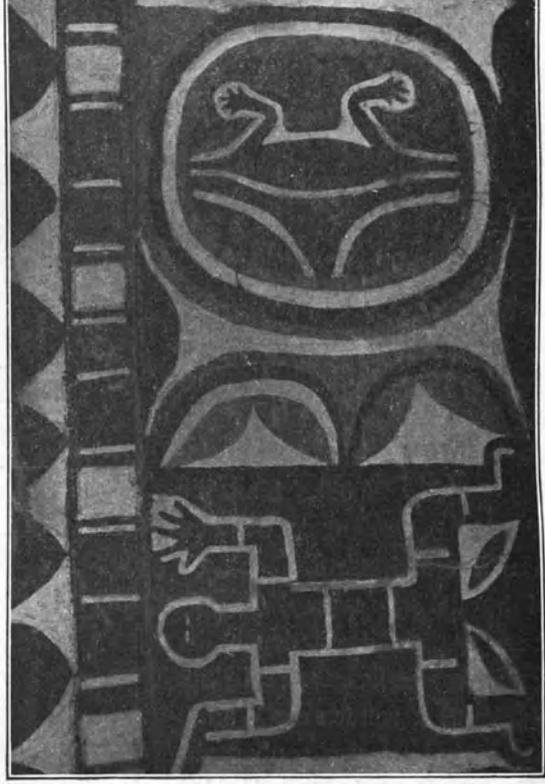


Fig. 10. Wandmalerei aus dem Palaverhouse in Talo



Fig. 11. Maltrei aus einem Hause in Feintschang.



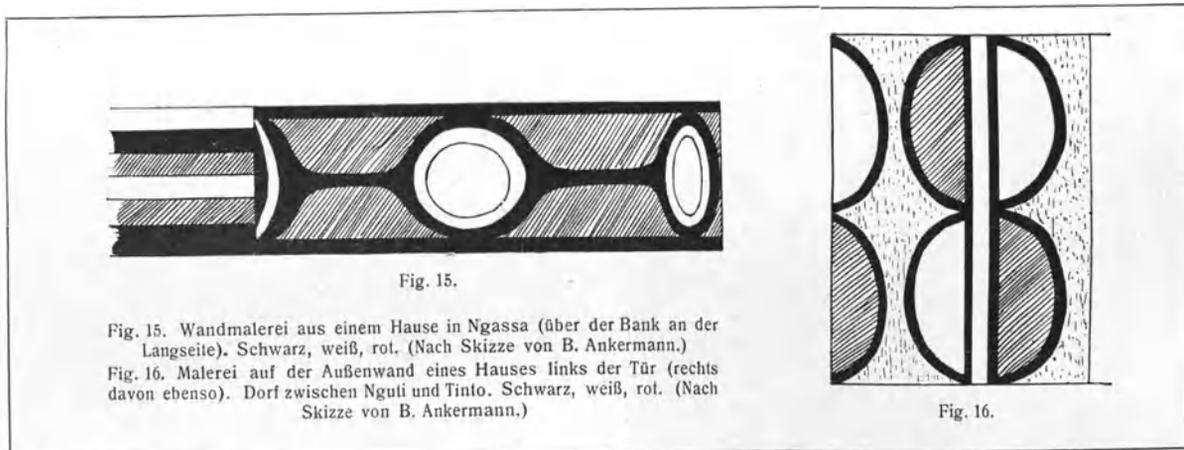
Fig. 12. Maltrei aus einem Hause in Feintschang.



Fig. 13. Maltrei von der Außenwand eines Hauses in Tinto.



Fig. 14. Maltrei von der Außenwand eines Hauses in Tinto.



Die Inneneinrichtung eines typischen Banjangi-Hauses ist die folgende (Fig. 18): Tritt man in ein Haus hinein, so befindet sich rechts an der Tür eine kleine Lehmbank mit Fußschemel, daneben der Herd mit drei oder fünf eingemauerten Steinen zum Aufstellen der Kochtöpfe. Über dem Herde sind zwei bis drei Fächer übereinander angebracht zum Aufbewahren der Töpfe oder auch zum Trocknen von Pfeffer, Holz u. dgl. Der Tür gegenüber steht eine lange, ca. 80 cm breite Bank. In der Mitte derselben befindet sich zwischen zwei Pfählen eine Erhöhung, die als Sitz für das Familienhaupt dient. Fehlt dieser Sitzplatz, so hängen an der Wand über der Bank Teller, Kalebassen, Trinknäpfe und Holzschalen. Links von der Eingangstür ist ebenfalls eine Bank mit Rücken- und Seitenlehne und Fußschemel. Dieselbe steht 15 bis 20 cm von der Wand entfernt; in diesen Zwischenraum gleitet die Schiebetür, wenn sie geöffnet wird. Rechts und links führen schmale Öffnungen in die Frauengemächer. In der Mitte des Raumes ist ein flacher Stein in den Fußboden eingelegt, auf dem nachts ein Feuer brennt. Zuweilen werden als Verzierung Palmnüsse in verschiedenen Mustern in den Fußboden eingedrückt; auch Flaschenböden kommen zu diesem Zweck zur Anwendung.

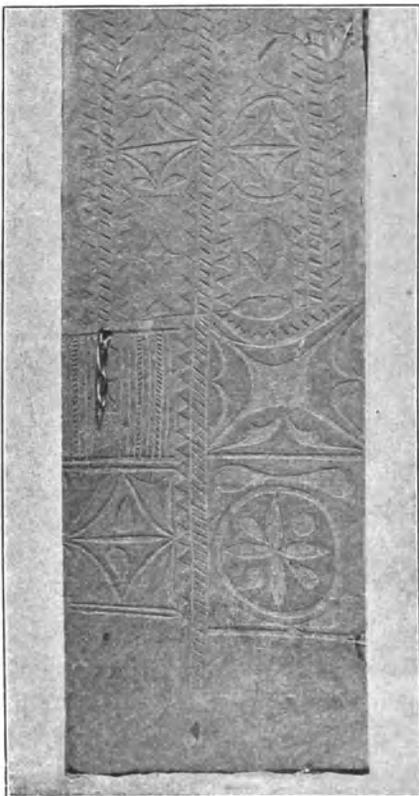


Fig. 17. Geschnitzte Tür aus Talentschä (Tale).

Die Namen der Räumlichkeiten und der einzelnen Bauteile sind folgende: der Wohnraum heißt *bingo*, der Schlafraum *mockert*, Schlafbank *membo*, Kochstelle *mamongo*, Tür *deko*, Türpfosten *kwab'bingo*, Türschwelle *etscheka*, Giebelpfosten *bgawagwa*, Wandstecken *detepp*, Wandquerstecken *kuko eckert*, Dachsparren *kenok*, Dachlatten *bockert*, Lianen zum Binden *menek*, Palmmatten zum Dachdecken *ntschu*.

Möbel sind eigentlich keine vorhanden; als Betten dienen die Lehmbanken, auf die man eine Matte breitet. Als Kopfkissen dient ein rundes Stück Holz von 10 bis 12 cm Durchmesser und bis 40 cm Länge. Bettdecken kennt man nicht.

Unter dem Dach hängen große Körbe (Fig. 19) mit Erdnüssen oder Maiskolben, die hier im Rauch aufgehängt werden, damit sie bis zur nächsten Aussaat nicht von Insekten gefressen werden. Hier bewahrt man auch in Scheiben geschnittene und an der Sonne gedörrte Pflanzen als Vorrat für die Regenzeit auf, da sie hier nicht schimmeln.

An Hausgeräten (Fig. 20) findet man in jedem Hause eine große Anzahl von Kürbisgefäßen: Schalen, die als Trinkgefäße dienen (*kungkon*), große Kalebassen zum Wasser-

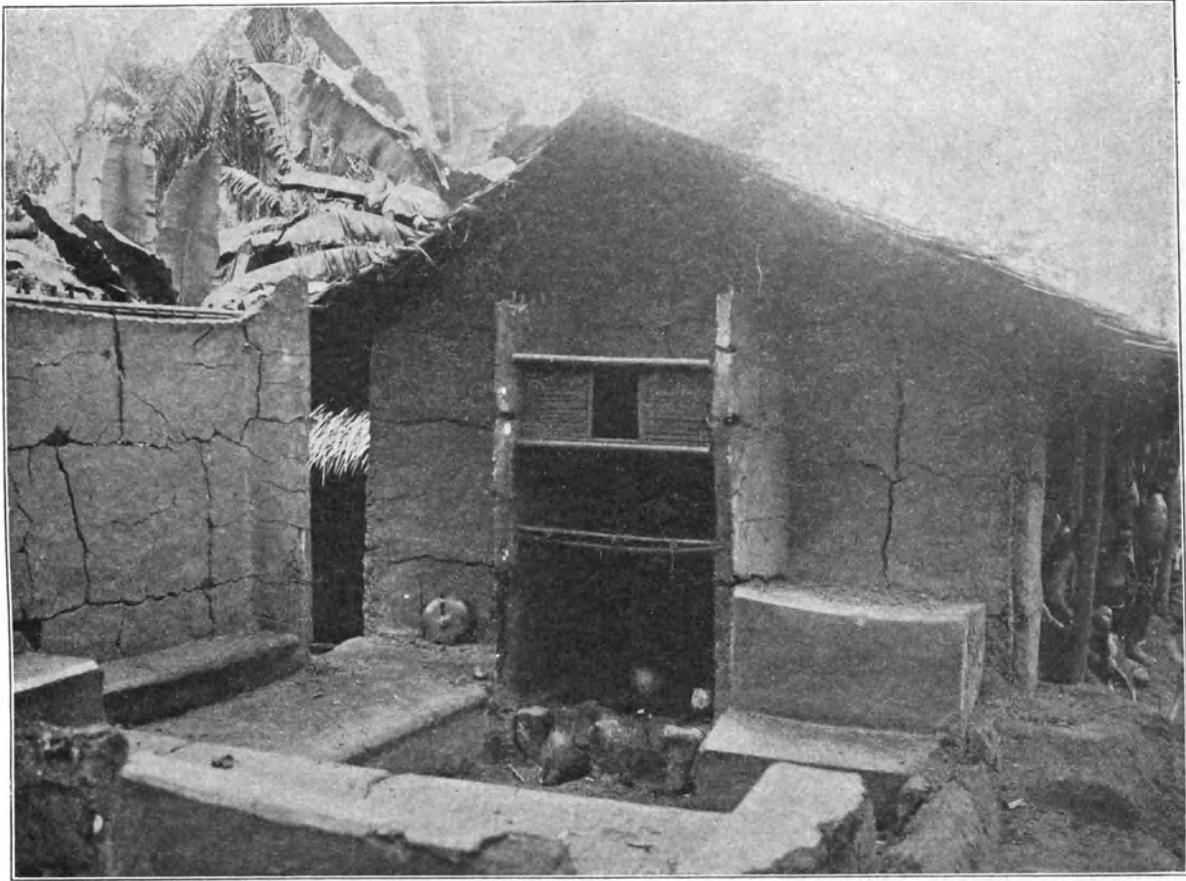


Fig. 18. Inneres eines halbabgebrannten Hauses in Ewiko.

holen (*eperre*) und flache Schalen mit Deckel, die als Teller und Schüsseln dienen. Der Deckel ist an einer Stelle mit Bast an die Schale gebunden, so daß er auf und zugeklappt werden kann, und ist häufig ornamentiert. Ferner Holzmulden (*ekwobe*) zum Fufustampfen mit einer Stampfkeule (*dinjewe*), einen flachen Stein (*ta*) und einen faustgroßen runden Stein (*monta*) zum Reiben des Pfeffers (*baja*); Löffel aus einem der Länge nach durchschnittenen länglichen Kürbis und andere aus einer halbierten Kokosnußschale; letztere dienen zum Wasserschöpfen. Endlich eine Anzahl Tongefäße von verschiedener Form und Größe, die von den Frauen gemacht und gebrannt werden. Da sind große Wassertöpfe (*edjo*) und kleine (*epang*), große und kleine Kochtöpfe (*eti* und *motti*) und zierliche Nöpfe (*assorre*) für Saucen (*nok*). Neuerdings werden statt der selbstgemachten Tontöpfe vielfach eiserne, in den Faktoreien gekaufte Töpfe gebraucht.

Die Abtritte liegen 50–80 m vom Dorfe entfernt und zwar getrennt für Männer und Frauen zu beiden Seiten des Dorfes. Sie bestehen aus zwei in die Erde gegrabenen gegabelten Pfählen, über die eine starke Stange gelegt wird.

Als Kleidung tragen Männer und Frauen ein Lententuch, während die Kinder bis zum Alter von 4 bis 6 Jahren nackt gehen. Die Frauen binden viele Perlenschnüre um die Hüften, auf deren einer ein kleines, 10×10 cm großes Zeugläppchen hängt. Darüber kommt das Lententuch. Die Männer tragen zuweilen eine aus Bast selbstgeflochtene Mütze, meistens gehen sie wie die Frauen mit bloßem Kopf. Bei

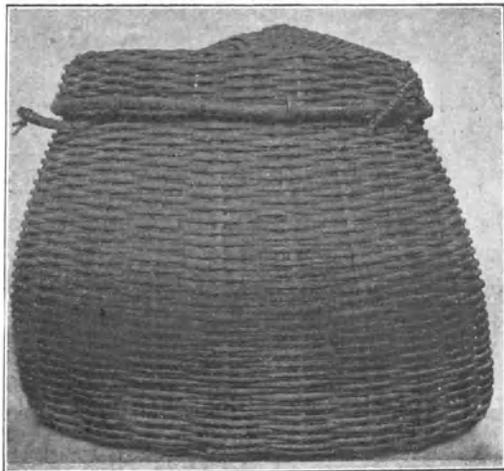
Fig. 19. Korb zur Aufbewahrung von Feldfrüchten.
(III C 25808.) Etwa $\frac{1}{10}$ nat. Gr.



Fig. 20. Hausgerät (Tongefäße, Holzschalen, Körbe, Feldhacke usw.). In Ejukwawa bei Mamfe.

Regen hält man sich ein Bananenblatt über den Kopf. Die Frauen tragen viel Perlenschmuck um den Hals, die Arme und Beine, und zwar unterhalb der Knie, sowie um die Knöchel. Auch in die Haare werden Perlen eingeknüpft. Farbe und Größe der Perlen (*missanga*) ist un- gemein der Mode unterworfen, die manchmal sehr schnell wechselt. An Stelle der Beinringe aus Perlen tragen sie auch häufig große Messingringe an denselben Stellen, oft zu mehreren übereinander, die dann beim Gehen aneinanderklingen. Die Männer sieht man auch häufig mit einer Halskette aus Perlen. Von anderem Schmuck sind zu erwähnen Zähne von Affen, Leoparden und Ebern, die mit einem spitzen Eisen durchbohrt und auf eine Schnur gezogen werden. Finger- und Zehenringe sind sehr beliebt; sie werden entweder aus einem Blech- streifen oder aus Kupferdraht gemacht. Als Kopfschmuck werden Federn vom Hahn oder am liebsten vom Turako getragen. Bei Hochzeiten binden die Frauen ein Band um die Stirn.

Allgemein verbreitet ist die Verzierung des Körpers durch Narbentätowierung (Fig. 21–25). Die Männer haben sehr häufig auf der Brust ein bis drei eingeschnittene Kreise in der Größe eines Zweimarkstückes; im übrigen beschränkt sich ihre Tätowierung hauptsächlich auf die Schulter- blätter und die Arme. Noch reicher sind die Frauen tätowiert, auf Brust, Rücken, um den Nabel und auf den Armen. Die Tätowierung wird auf folgende Weise ausgeführt: Man rührt Asche (*bato*) mit Wasser zu einem Brei an, zeichnet mit einem in den Brei getauchten Grashalm das Muster auf die Haut und ritzt die Figuren dann mit einem kleinen Messer ein. Ich habe auch gesehen, daß statt des Messerchens ein flach geklopfter und auf einem Stein zu- geschärfter vierzölliger Drahtnagel gebraucht wurde. Dann wird die Haut mit heißem Wasser abgewaschen. Sind die Wunden geheilt, so werden die Einschnitte noch mehrere Male wieder- holt, bis die Narben eine halbe Erbse hoch stehen. Es werden schon kleine Mädchen von 10 bis 12 Jahren tätowiert. Die Tätowierung wird von Männern und Frauen ausgeführt und kostet in der Regel einen Faden Zeug. Bisweilen sieht man mißlungene Tätowierungen, wo sich infolge von Vereiterung an Stelle der hübschen Muster häßliche dicke Narbengeschwülste gebildet haben.

Neuerdings wird von jungen Burschen oft die Tätowierung der Yaunde nachgeahmt, die als Soldaten viel ins Land kommen und keine Ziernarben, sondern die echte, dunkelblau er- scheinende Tätowierung haben. Auch hierbei werden die Muster mit dem Grashalm vor- gezeichnet, in die Wunden aber wird Holzkohlenstaub oder Ruß eingerieben. Sieht die Tätowierung nicht dunkel genug aus, so wird die Prozedur nochmals wiederholt.

Körperbemalung ist gleichfalls üblich. Bei Hochzeiten, den Tänzen in Vollmondnächten und bei anderen Festlichkeiten bemalen sie sich mit roter, gelber, weißer und schwarzer Farbe. Die rote Farbe bereiten sie aus Rotholz, das in kleine Späne gehauen, getrocknet, zerstampft und schließlich auf dem Reibstein zu feinem Pulver gemahlen wird. Das Pulver verrührt man mit Wasser zu Brei. Auf dieselbe Weise wird die gelbe Farbe aus Gelbholz hergestellt. Weiße

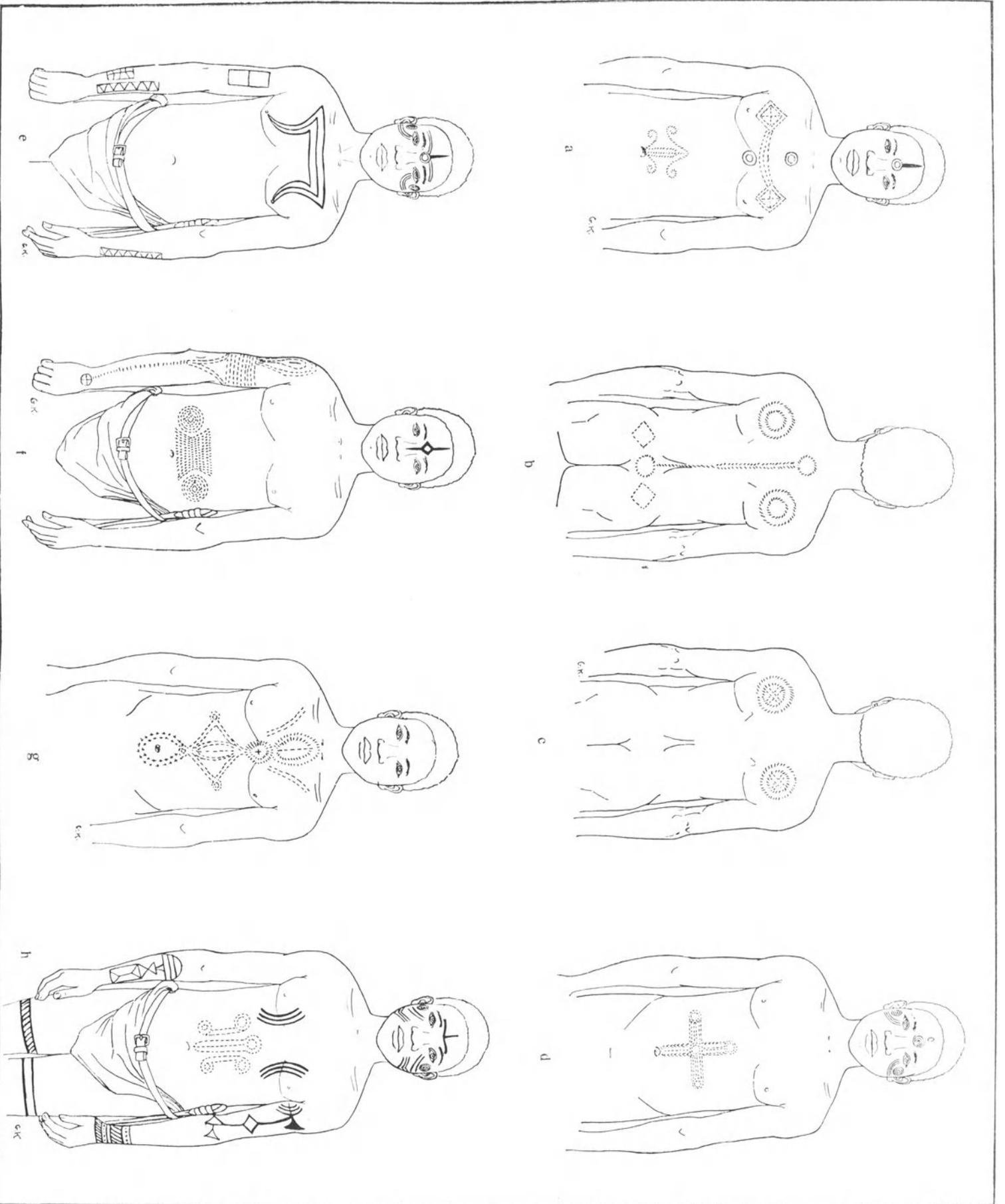


Fig. 21. Tätowierungen. a, b: Mann Abbo aus Tale. c, d: Mann Nenti aus Tale. e: Mann Monnok aus Tale. f: Mann Tambe aus Tinto. g: Mann Fia aus Tale. h: Mann Bai aus Talentscha (Tale).

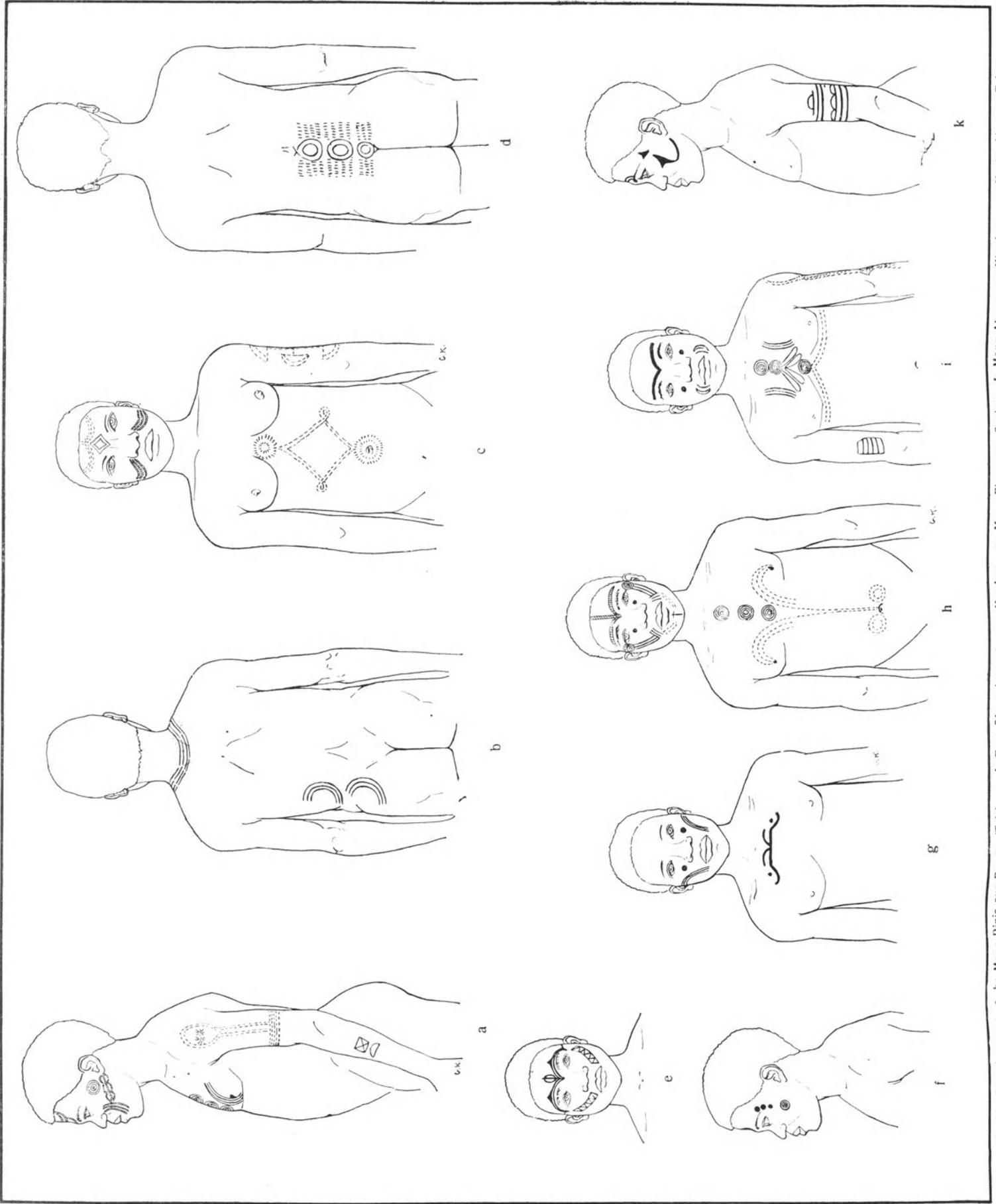


Fig. 22. Tätowierungen. a, b: Mann Binta aus Pumba (Tale). c, d: Frau Olumoringabo aus Kendem. e: Mann Eiong aus Ossing. f: Mann Abang aus Kitscham. g: Knabe Aku aus Tale. h: Mann Tambesong aus Pumba (Tale). i: Mann Tabi aus Ossing. k: Mann aus Fotofanang.

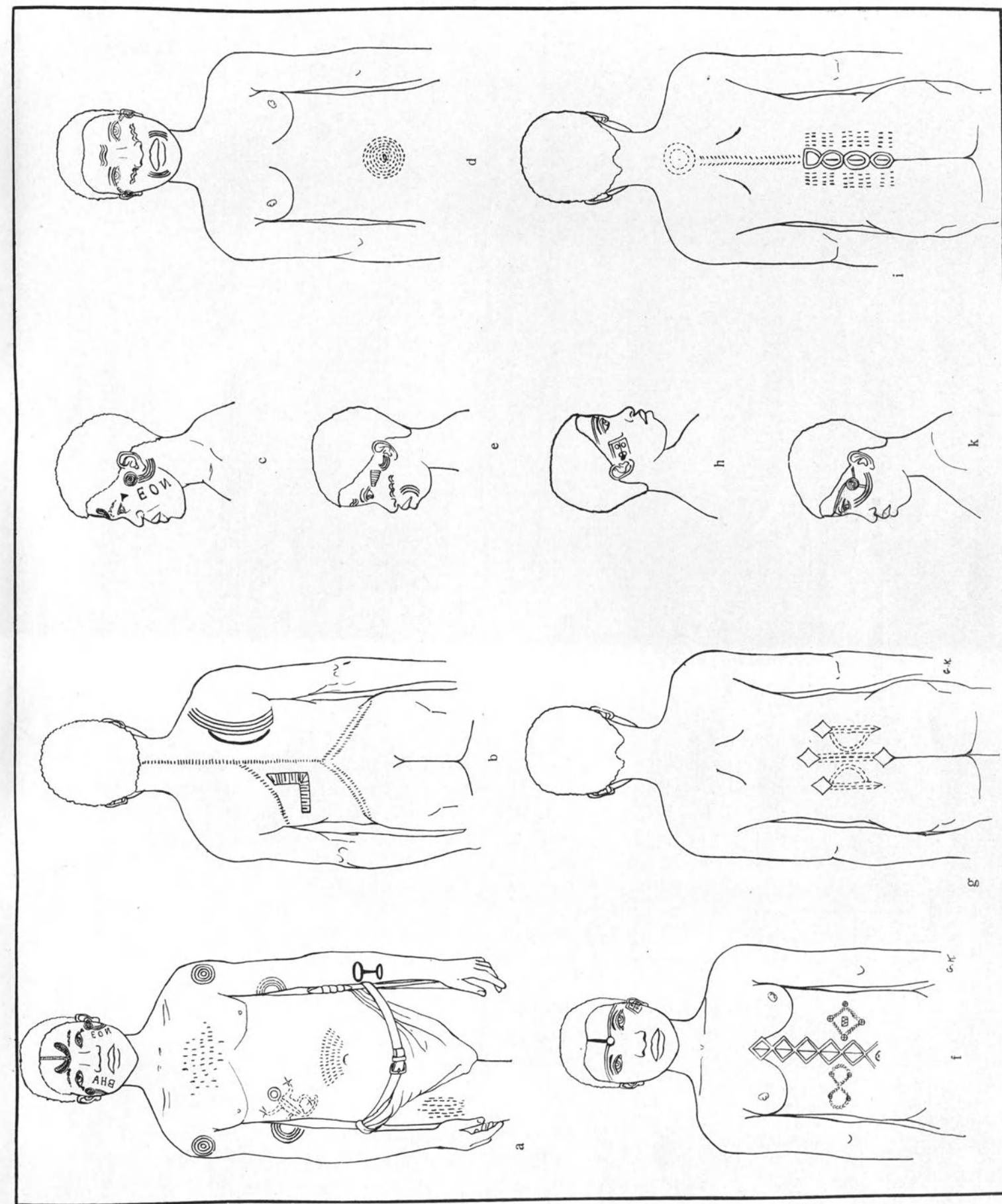
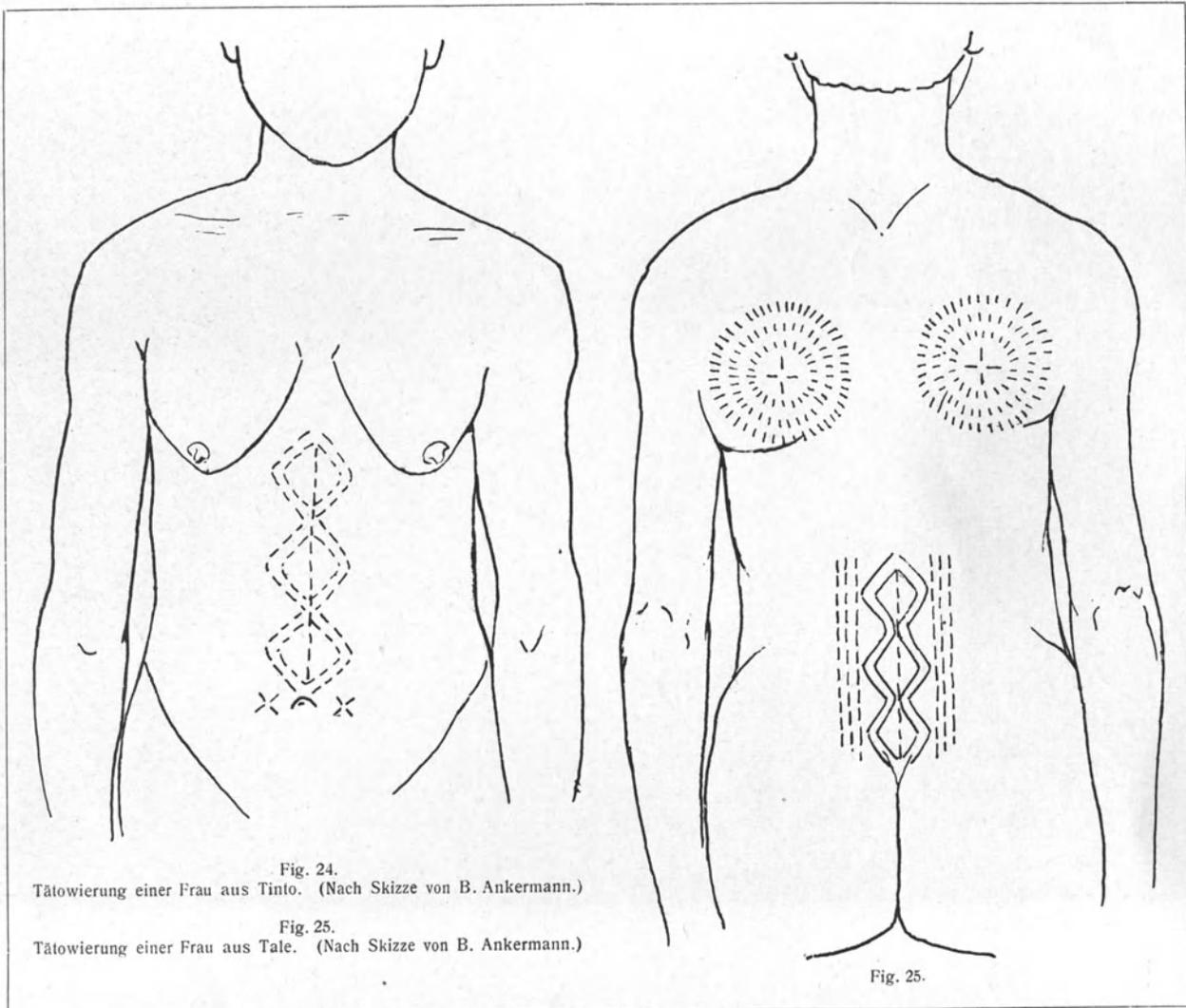


Fig. 23. Tätowierungen. a, b, c: Mann Tano aus Tale. d, e: Frau Issongo aus Tale. f, g, h: Frau Eno aus Tale. i, k: Frau Naga aus Tale.



Farbe gewinnen sie aus Eierschalen, die getrocknet, zerrieben und mit Palmkernöl gemischt werden. Schwarz endlich wird aus Kohle und saftigen Früchten oder Blättern gemacht. Meistenteils bemalen sich die Frauen das Gesicht gelb, den Körper rot und die Beine mit verschiedenfarbigen Ringen. Die Unterschenkel sind oft weiß, und um die Augen herum sieht man zuweilen eine Figur in Gestalt einer Brille. Ähnlich schmücken sich auch die Männer.

Die Haartracht der Frauen ist, wie aus den Abbildungen zu ersehen, sehr mannigfaltig. Verheiratete Frauen, die kleine Kinder haben, tragen die Haare lang und flechten Perlen hinein. Stirbt das Kind, so werden die Haare kurz geschnitten. Doch wird darin keine feste Sitte beobachtet, denn man sieht die meisten Frauen mit kurzem Haar. Bei kleinen Mädchen werden in die Haare strähnenartig Perlen geflochten; Nickelmünzen werden durchlocht und zu ein bis drei über der Stirn in die Haare geknüpft. Bei kleinen Knaben werden die Haare kurz geschnitten und allerlei Figuren ausrasiert. Während der Trauer rasieren Männer, Frauen und Kinder ihr Haupthaar mit einem Messer, das sie von den Bali gekauft oder auch wohl selbst geschmiedet haben.

Das Gesicht wird bei den Männern immer glatt rasiert. Scham- und Achselhaare werden häufig rasiert, der Reinlichkeit wegen.

Männer wie Frauen verstümmeln die zwei mittleren oberen Schneidezähne, indem sie die innere Ecke derselben wegmeißeln (Fig. 28). Die Zahnverstümmelung wird ungefähr im achten oder neunten Lebensjahre ausgeführt und zwar in der Weise, daß man ein Messer auf den Zahn setzt und mit einem Eisen oder Stein darauf schlägt. Wenn die Kinder den sehr heftigen

Schmerz nicht aushalten können, so werden sie ausgelacht und die Operation auf später verschoben. Ab und zu sieht man bei jüngeren Mädchen die oberen oder sogar auch die unteren Schneidezähne von beiden Seiten zugeschlagen, so daß sie spitz werden. Das haben sie jedenfalls den Grasslandbewohnern nachgemacht.

Wenn man die Leute fragt, warum sie ihre Zähne so verunstalten, so bekommt man verschiedene Antworten. Einige sagen: weil es hübsch aussieht, andere: damit man bequem hindurchspucken kann, wieder andere wissen keinen Grund. Ein Mann sagte mir: „Der Schwarze ist einmal so, er macht alles genau so, wie es die Alten gemacht haben. Erst wird er beschnitten, dann werden ihm die Zähne zugeschlagen, dann bekommt er den üblichen Hautausschlag (*befuje*). Dann ist er ein Mann. Warum Beschneidung und Zahnverstümmelung geübt wird, wissen wir nicht. Vor langer Zeit sollen die Banjangi das alles nicht gehabt haben. Wir machen es, weil unsere Eltern es so gemacht haben. Wir lassen uns beschneiden, weil sonst zuviel Krankheiten entstehen würden.“

Die verstümmelten Zähne werden leicht stockig und fallen in vielen Fällen aus. Junge Burschen, die lange bei Weißen gewesen sind, lassen sich die Zähne nicht mehr verstümmeln.

Neugeborenen Kindern wird wochenlang jeden Tag mit beiden Händen der Kopf gedrückt, damit er schön rund wird. Diese Sitte fand ich auch in Widekum, das nicht von Banjangi bewohnt ist. Als ich eine Frau des Häuptlings, die ein kleines Kind auf dem Schoß hatte und ihm den Kopf knetete, fragte, warum sie das tue, antwortete sie entrüstet: „Sonst würden unsere Kinder ja solche Köpfe wie die Bali haben.“ Die Bali haben in der Tat viel längere Köpfe mit vorspringendem Hinterkopf.

Auch eine platte Nase gilt als unschön und wird als ein Zeichen der Abstammung von Sklaven bespöttelt. Oft habe ich beobachtet, wenn zwei einander schimpften, wie der eine mit zwei Fingern seine Nasenspitze herunterdrückte, um anzudeuten, eine wie platte Nase sein Gegner habe.

Verstümmelung der Ohren ist unbekannt; nur den Sklaven wird das Ohrläppchen durchstochen.

Wie bei allen angrenzenden Stämmen ist auch bei den Banjangi die Beschneidung üblich und wird meist von Frauen ausgeführt. Das Beschneidungsalter ist sehr verschieden; manche Knaben werden schon im Alter von zwei bis drei Tagen, andere erst zwischen dem zweiten und siebenten Lebensjahre beschnitten. Es gibt auch vereinzelte Unbeschnittene. Das sind solche, deren Vater früh gestorben war und um die sich niemand kümmerte, bis sie zu alt geworden waren. Die Operation wird folgendermaßen ausgeführt. Der Knabe sitzt und wird von einem oder zwei Männern gehalten. Die Vorhaut wird lang gezogen, mit einem Faden abgebunden, damit das Messer nicht die Eichel



Fig. 26. Weiber beim Frisieren.

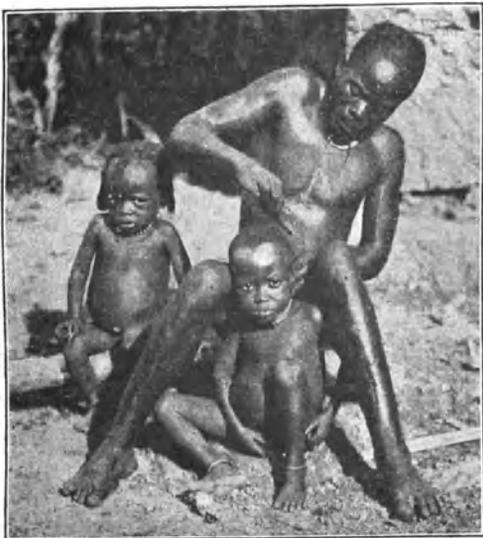


Fig. 27. Haarschneiden.
BAESSLER-ARCHIV, BEIHEFT VIII.

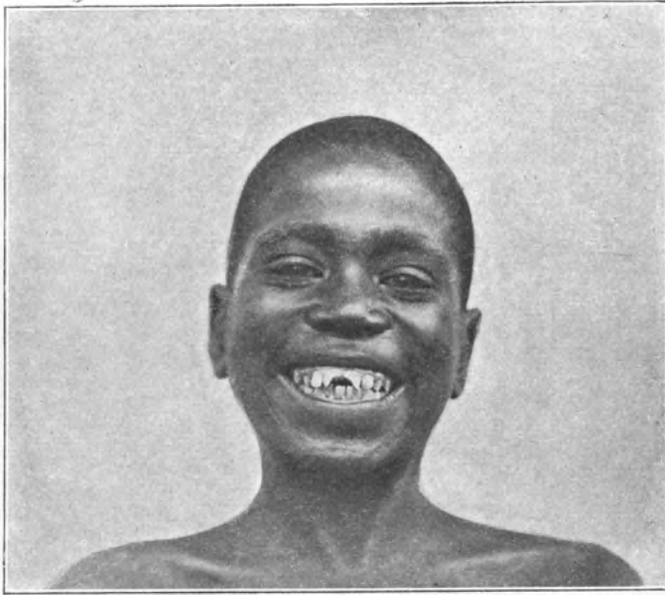


Fig. 28. Knabe aus Iale mit künstlicher Zannlucke.

verletzt, und mit einem raschen Schnitt abgeschnitten. Zum Stillen des Blutes wird heißes Wasser gegen die Wunde gespritzt und ein Blatt vom Pfefferstrauch aufgelegt. Die Vorhaut wird in einem vorher gegrabenen Loch verscharrt. Wenn das Blut getrocknet ist, wird die Wunde gewaschen und mit Palmöl bestrichen. Bis zur Heilung der Wunde bleiben die Knaben zwei Wochen in einem Raum eingeschlossen. Die Operation wird an einzelnen, mitunter auch an zweien zugleich vorgenommen.

In der Gegend um Mamfe, Bakum, Ossing, Tschang, Bissonowang und Feintschang werden auch die Weiber

im Kindesalter beschnitten. Als Grund wird angegeben, weil sie dann leichter konzipieren.

Wie schon erwähnt, steht jede Landschaft unter einem Oberhäuptling; außerdem hat auch jedes Dorf seinen Häuptling (*mfo*), der meistens nicht viel zu sagen hat. Häufig ist er zugleich Mediziner. Seine Einkünfte bestehen in einem gewissen Anteil, den seine Untertanen ihm von ihrem Verdienst abgeben müssen. Er ist meistens mit einer gestrickten rotwollenen Mütze geschmückt, trägt um den Hals eine Kette von großen Perlen, auf jedem Arm einen dicken, bis 1 Pfund schweren Messing-, Kupfer- oder auch Elfenbeinring, in der Hand als Würdezeichen einen Stab. Der ganze Körper ist meist mit pulverisiertem Rotholz (*korengo*) angepudert. Begibt er sich in ein benachbartes Dorf, so folgen ihm sein Minister, sein Sohn und andere Vertraute nach. Früher fällt der Häuptling zusammen mit den Ältesten das Urteil in Rechtsstreitigkeiten; heute wenden sich die Parteien wegen jeder Kleinigkeit an das Bezirksamt.

Stirbt ein Häuptling, so wird der, welcher die meisten Frauen hat, sein Nachfolger. Ist sein Sohn aber bereits erwachsen und eine angesehene Persönlichkeit, so wird er gewöhnlich gewählt, auch wenn er weniger Frauen haben sollte als ein anderer. Die Wahl wird durch das ganze Dorf vollzogen. Nach der Wahl wird getrunken und getanzt und auch die befreundeten Dörfer dazu eingeladen. Es wird ein Wild erlegt, ein Elefant, Leopard oder ein großer Affe, und dem neuen Häuptling als Ehrenbezeugung dargebracht. Bei den an das Grasland grenzenden Banjangi wird immer der Sohn Nachfolger, auch wenn er noch klein ist. So war z. B. in Mombe ein zehnjähriger Knabe Häuptling.

Wenn ein Mann stirbt, so hat sein ältester Bruder das Vorrecht auf die Erbschaft. Die Frauen des Verstorbenen werden unter seine Brüder verteilt, sowie der übrige Nachlaß. Stirbt ein Weib, so wird ihr Eigentum, bestehend aus Kochtöpfen, Wassergefäßen, Kalebassen, Holzmulden und Körben, unter ihre Kinder verteilt.

Es gibt keine eigentlichen Standesunterschiede; nur der Reichtum verleiht größeres Ansehen und Einfluß. Das Vermögen schätzt man nach der Anzahl der Frauen, die ein Mann hat, und besonders nach der Zahl seiner Töchter. Denn diese, die der Vater verkaufen kann, bringen ihm viel Geld ein. Sonst unterscheidet man nur Freie und Sklaven.

Die Frauen werden gekauft; das Geld erhält der Vater des Mädchens. Der Kaufpreis beträgt im allgemeinen 200 Mark, also zwei Sklaven; die erstgeborene Tochter des Häuptlings kostet drei Sklaven. Man hört häufig die Redensart: Er hat meine zwei Sklaven aufgegessen.

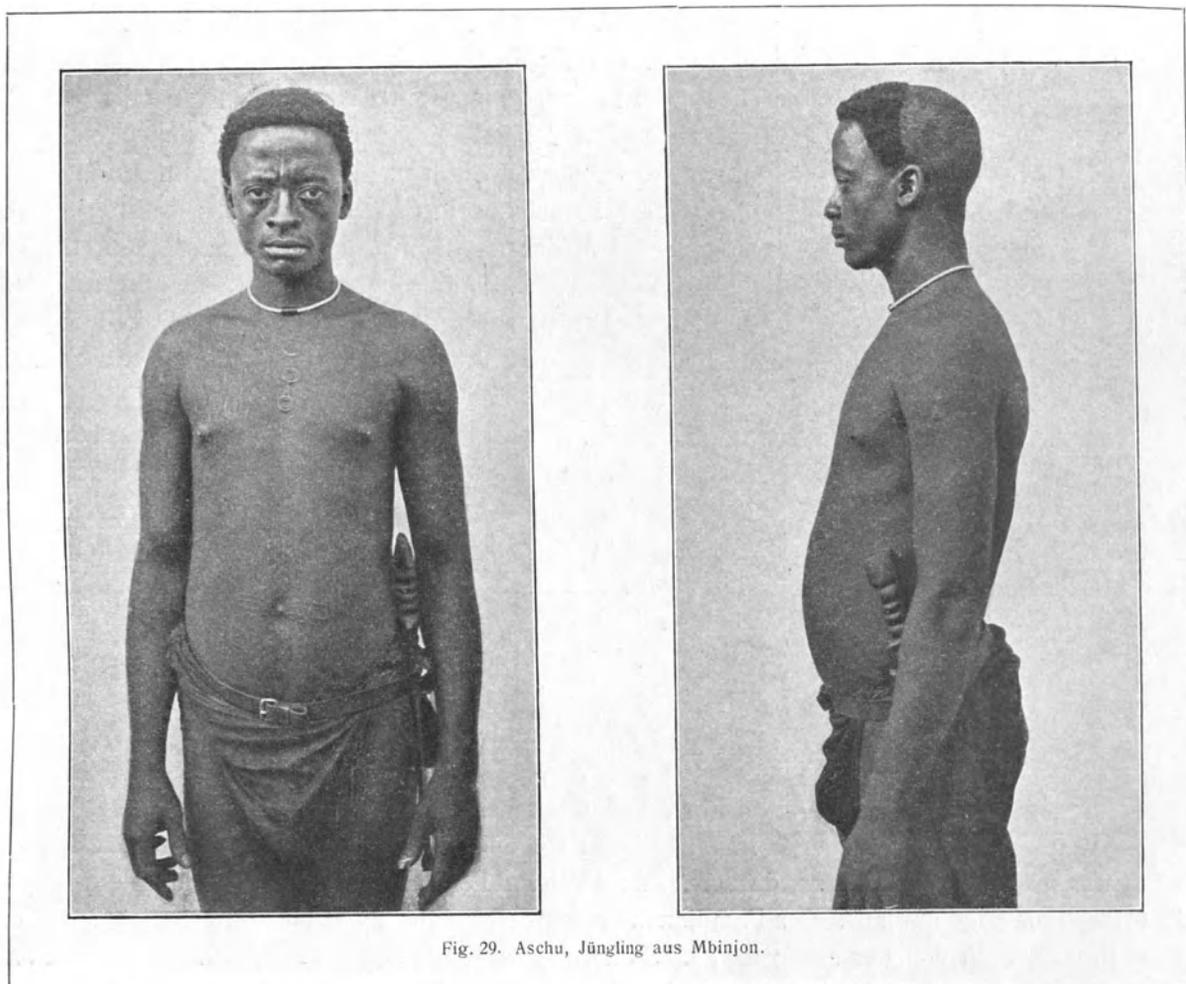


Fig. 29. Aschu, Jüngling aus Mbinjon.

Es handelt sich hierbei nicht etwa um Menschenfresserei, sondern darum, daß der betreffende eine Frau gekauft, aber noch nicht bezahlt hat.

Früher war der Weiberraub an der Tagesordnung; auch heute kommt es noch häufig vor, daß ein Mädchen mit List entführt wird; oder sie verliebt sich auch wohl in einen fremden Mann, der bei ihren Eltern zu Besuch war, und läuft ihm dann selber nach.

Die Jungen sind mit 16 Jahren geschlechtsreif, die Mädchen mit 14 und früher. Von einer Pubertätsfeier habe ich nie etwas gesehen, auch nichts in Erfahrung bringen können.

Wenn die jungen Burschen einen Anflug von Schnurrbart bekommen, so betrachten sie sich als großjährig, nehmen eine Frau und erhalten einen anderen Namen. Ein Bursche namens Bai, der bei mir drei Jahre in Dienst war, nahm, als er etwa 18 Jahre alt war, ein hübsches, ungefähr zwölfjähriges Mädchen und wurde von da an von den andern Knaben Tabaj oder Ndotoi gerufen; das bedeutet soviel wie groß oder erwachsen.

Ein anderer Junge, Namens Tabo, der ungefähr 12 Jahre alt war, erzählte mir, seine Mutter habe ihm schon lange ein kleines Mädchen in Bakum gekauft; er bat mich um Urlaub, um seine zukünftige Frau besuchen und ihr ein kleines Geschenk bringen zu können und um zugleich ihrer Mutter ein Stück Zeug als Abschlagszahlung zu geben. Vier Jahre später sah ich Mutter und Tochter in Bakum; erstere erzählte mir, ihr Schwiegersohn habe schon einen Sklaven (also 100 M.) abbezahlt; jetzt habe er noch an sie ein Pfund und an ihren Mann drei Pfund zu zahlen, dann könne er sein Weib nach Mamfe heimführen. Das Mädchen war voll entwickelt, vielleicht 12 bis 13 Jahre alt und trug 50 bis 60 Perlenschnüre, die ihr der Bräutigam geschenkt hatte.

Einmal traf ich einen jungen Mann aus Tinto, der ein älteres, gegen 20 Jahre altes Mäd-

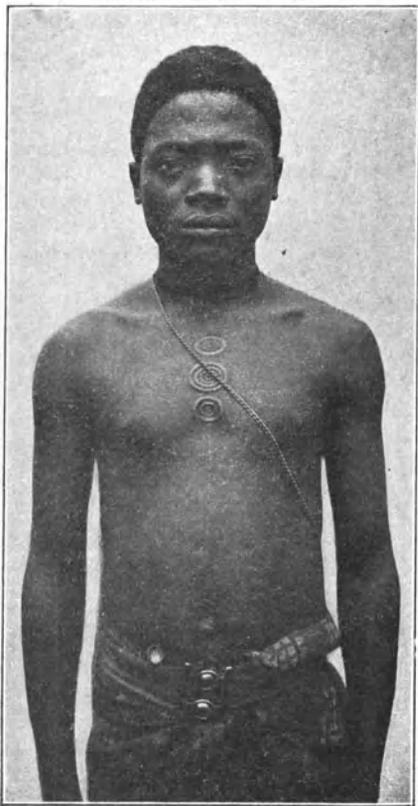


Fig. 30. Jüngling aus Badschu-Ntei.

chen aus Tale geheiratet und sie mit einem Freunde zusammen aus ihrem Dorfe abgeholt hatte. Als die drei an den Fluß kamen, setzte sich das Mädchen hin und fing an zu weinen. Auf meine Frage erzählte mir der junge Ehemann, er habe zwei Sklaven für sie bezahlt und nun wolle sie wieder zurück zu ihrer Mutter. In diesem Augenblick sprang das Mädchen auf und lief davon, von den beiden jungen Männern verfolgt. Gegen Abend kamen sie alle drei wieder zurück, und diesmal ging die Braut willig mit.

Auf Reinheit der Frau wird nichts gegeben, da sie schon als Kinder geschlechtlichen Verkehr beginnen.

Nach der Hochzeit tritt die Frau in die Familie ihres Mannes ein und bewohnt mit ihm ein eigenes Haus. Hat der Mann mehrere Frauen, so hat jede ihre besondere kleine Wohnung in demselben, die Eingänge abwechselnd nach der Straße und nach dem Hof, damit die Weiber sich nicht zanken.

Als ich einen jungen Mann fragte, warum er drei Weiber habe, eins sei doch auch genug, der Weiße habe ja auch nur eine Frau, da antwortete er: „Wenn mir Gott hilft, dann hat die eine vier, die andere drei, die dritte vielleicht fünf Kinder, und dann habe ich viel Geld und bin ein reicher Mann.“ Denn die Töchter werden verkauft, und die Söhne

müssen, wenn sie Geld verdienen, dasselbe ihrem Vater abliefern, der seinerseits wieder einen Teil dem Häuptling abgeben muß. Der Familienvater kauft sich daher, wenn er Geld hat, immer neue junge Frauen, auch wenn er schon alt ist. So kommt es, daß seine erwachsenen Söhne noch oft ohne Frau sind und infolgedessen mit den jüngeren Weibern ihres Vaters geheime Liebesverhältnisse anknüpfen. Durchschnittlich aber haben die Männer nur ein bis zwei Frauen.

Der alte Häuptling Bissong von Feintschang soll früher 50 Weiber gehabt haben. Da er infolge der Zahl seiner Frauen groß dastand, so erklärte er, er sei ebenso groß wie der Häuptling von Bali, und nannte sich auch selbst Bari. Ich fragte einmal einen seiner zwanzig Söhne, wo denn alle die Weiber wären, auch seine Mutter sähe ich nicht mehr. Darauf erwiderte er, sein Vater habe eine nach der andern verkauft, andere seien gestorben, seine Mutter und drei andere Weiber seien in ihr Heimatdorf gegangen. Die großen Söhne des Häuptlings klagten ihre Not, daß sie keine Weiber hätten; wenn jemand zu ihnen zu Besuch käme, so müßten sie sich schämen, daß sie keine Frau hätten, um das Essen zu kochen, sondern sie müßten es selber machen. Da ich aber mehrere junge Frauen sah, die ganz kleine Kinder hatten, so wollte ich das nicht glauben. Das seien alles Frauen und Kinder des Häuptlings, wurde mir erwidert. Als ich sagte, der Häuptling sei doch alt und impotent, führte mich der Sohn zu einer Bananenstaude, die einen roten Stamm hatte, grub eine kleine Wurzel aus, nahm aus seiner Tasche eine Kardamomschote und sagte: „Diese Medizin nimmt er täglich ein, da kommt er zu Manneskraft.“ Des Abends legte ich mich mit zweien meiner Leute auf die Lauer und sah, wie der jüngste, etwa achtzehnjährige Sohn plötzlich in dem Hause eines der jungen Weiber seines Vaters verschwand. Von da an glaubte ich an die Erzählung des Sohnes und an die kleine Bananenwurzel des Alten.

Als der Häuptling von Mombe starb, folgte ihm sein zehnjähriger Sohn nach und erbt auch zwei Frauen seines Vaters. Eines Tages, als gerade der Bezirkschef in Tinto war, kam der jugendliche Häuptling mit den beiden Frauen und Gefolge nach der Faktorei und beklagte sich, daß ein anderer Mann, den er auch mitgebracht hatte, sich seine Weiber angeeignet

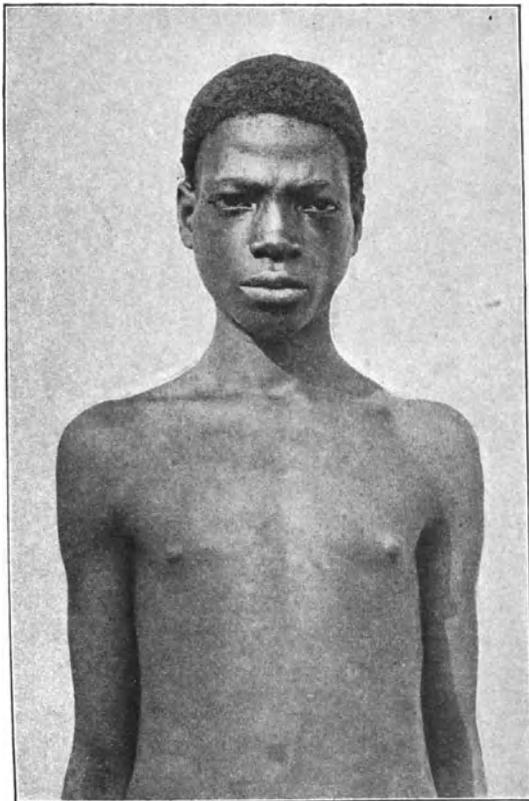


Fig. 31. Obben, Knabe aus Tale.

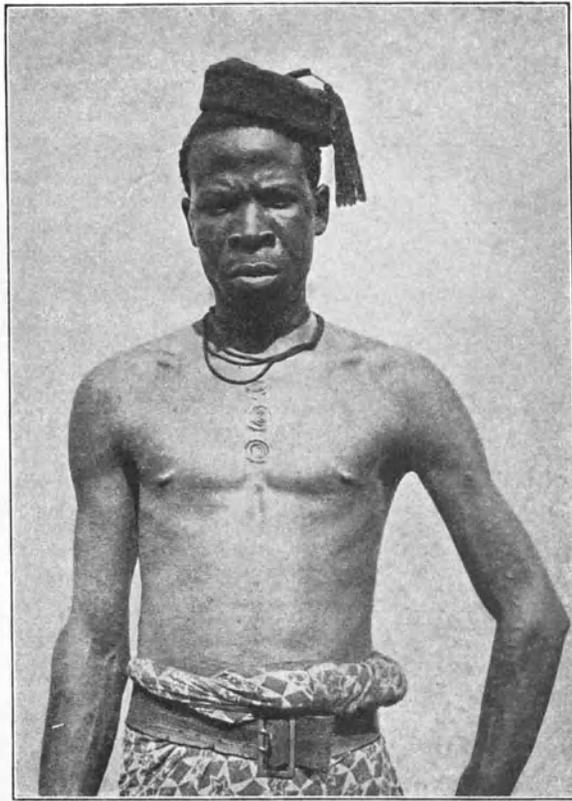


Fig. 32. Mann aus Badschu-Ntei.

habe. Auf die Frage des Bezirkschefs an die Frauen, wen sie lieber hätten, den Großen oder den Kleinen, antworteten sie einstimmig: Dem Kleinen gehören wir. Als ich den Knaben vier Jahre später wieder traf, erzählte er mir, er habe seine zwei Frauen bis zu seiner Großjährigkeit einem anderen Manne gegeben und vier kleine Mädchen genommen, die mit ihm groß würden und ihm nicht wegliefen.

Da ein jedes Dorf für sich eine Sippe bildet, so bleiben alle männlichen Mitglieder im Dorfe und bezeichnen sich gegenseitig als Brüder. Die Weiber heiraten nach außerhalb, in ihrem eigenen Dorfe nur dann, wenn sie mit dem betreffenden Manne nicht im geringsten verwandt sind. So tauschen die Mamfe-Leute vielfach ihre Weiber mit denen von Bakum, die Ossing heiraten mit denen von Tale und Tinto usw. In manchem kleineren Dorfe aber stammt fast jede Frau aus einem anderen Dorfe. Vereinzelt kauft man auch stammfremde Weiber von den Anjang und Bali.

In Mamfe wurde mir erzählt, daß in der Brautnacht der Vater sich in das Haus der jung Verheirateten schleicht, um sie zu belauschen. Am nächsten Tage ruft er dann seinen Sohn bei Seite und gibt ihm gute Ratschläge für den Verkehr mit seinem Weibe. Der Beischlaf wird meist auf der Seite liegend ausgeführt. Kommt es einmal vor, daß der junge Ehemann den Coitus nicht vollziehen kann, so betrachtet man ihn gewissermaßen als versündigt und opfert den Verstorbenen. Wenn auch dies, wie natürlich, nicht hilft, so wird die Frau dem nächstjüngeren Bruder des Ehemannes gegeben. Ist dieser noch zu jung, so wird sie bis zu seiner Großjährigkeit einem anderen jungen Mann aus der Verwandtschaft anvertraut. Die Kinder sind aber Eigentum dessen, dem die Frau gehört. Zwei solche Fälle sind mir bekannt geworden, der eine in Ewiko, der andere in Tale.

Wenn eine Frau keine Kinder bekommt, so wird Medizin gemacht, deren Herstellung der Medizinmann geheim hält, und die Verstorbenen werden versöhnt. Bleibt sie trotzdem kinderlos, so muß der Schwiegervater ein anderes Weib liefern.

Mittel zur Verhinderung der Konzeption sind unbekannt. Dagegen gibt es Mittel zum Ab-

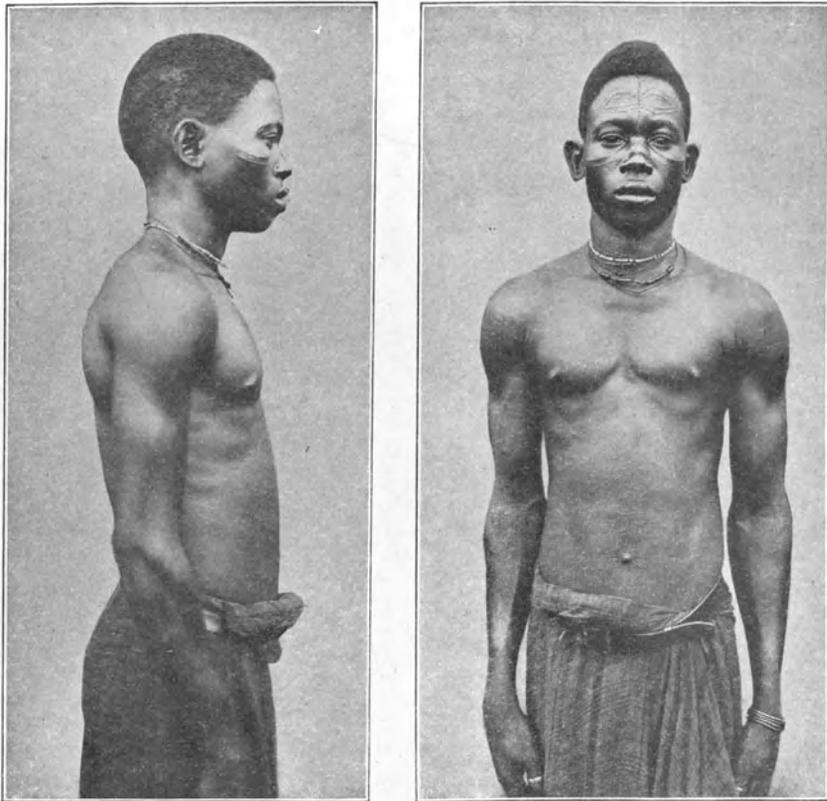


Fig. 33. Ezebe, Jüngling aus Tschang.

treiben der Frucht. Die Abtreibung wird aber nur von losen Weibern geübt, die sich nicht an einen Mann binden wollen, oder auch aus Rache gegen den Mann, wenn sie sich gezankt haben. Die Männer sind keineswegs damit einverstanden. Ob mit ähnlichen Mitteln auch Frühgeburten bewirkt werden können, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Die schwangere Frau arbeitet auf dem Felde, bis sie die ersten Wehen verspürt; erst dann bleibt sie zu Hause. Der Beischlaf wird bis zum letzten Augenblick ausgeführt; das Gebären soll dann leichter sein. Die Entbindung findet draußen hinter dem Hause statt.

Die Kreißende sitzt und stützt sich nach rückwärts auf beide Arme, während eine hinter ihr stehende und sich an die Hauswand lehrende Frau sie festhält. Ein anderes Weib macht ein junges Bananenblatt über dem Feuer weich und legt es der Gebärenden unter. Auf dieses Blatt legt sie das Kind. Nachdem die Nabelschnur abgebunden und durchgeschnitten ist, wird das Kind mit kaltem Wasser gewaschen, mit Palmöl leicht eingerieben und mit Rotholzpulver bestreut. Die rote Bemalung soll vor Hautkrankheiten schützen. Die Nachgeburt wird hinter dem Hause vergraben. Dann wird das Kind ins Haus getragen, auf eine Matte gelegt und mit einer zweiten zugedeckt. Gegen den Rücken des Kindes legt man das runde Holz, das der Mutter als Kopfkissen dient, damit es fest liegt.

Der Mutter spritzt man mit der Hand heißes Wasser gegen die Scheide, damit sie sich zusammenzieht und schneller verheilt. Sie bindet sich ein Band um die Hüften, zieht ein Kardamomblatt (*menschö*) zwischen den Beinen hindurch und befestigt es vorn und hinten über dem Bande. Auch dies soll die Heilung fördern. Die Wöchnerin bleibt ein bis fünf Tage, je nach dem Verlauf der Entbindung, bei ihrem Kinde liegen. Mehrere Weiber bereiten ein großes Essen mit viel Palmöl und pflegen sie. Das Kind wird von einer andern Frau gestillt, bis die Mutter genesen ist. Dann wird das Kind dem Vater und allen Leuten gezeigt. In den auf die Geburt folgenden Tagen erweitert eine von den bei der Entbindung assistierenden Frauen dem Kinde mit dem in Öl getauchten kleinen Finger den After, damit die Klysterspritze besser hineingeht. Die Nabelschnur wird, sobald sie abgetrocknet ist, an ein Bambusstäbchen gebunden und im Hause unter das Dach gesteckt, damit das Kind gut gedeiht. Der Kopf des Kindes wird schon einige Stunden nach der Geburt leicht gedrückt; diese Prozedur wiederholt man ungefähr zwei Wochen lang morgens und abends, damit der Kopf rund wird. Ebenso streicht man die Nase von den Seiten nach oben, damit sie nicht flach wird.

Bei Frühgeburten prüft man die Lebensfähigkeit des Kindes, indem man ihm einen Finger in die Hand legt. Hält es denselben nicht fest, so wird ihm eine starke Medizin zum Riechen

gegeben oder Pulver von der Wurzel des Rotholzbaumes unter die Nase gehalten, bis es erstickt. Dann wird es begraben.

Mißgeburten werden in derselben Weise erstickt, dann von der Mutter in Blätter gewickelt, in ein Körbchen gelegt und im Fluß versenkt. Begraben darf man sie nicht, weil sie sonst wiedergeboren würden. In Mamfe wurde mir einmal erzählt, wenn ein Zwitter groß würde, so dürfe er nicht im Dorfe wohnen, sondern müsse auf dem Felde in einem besonderen kleinen Häuschen leben. Denn wenn ihn einmal eine schwangere Frau, etwa beim Urinlassen, sähe, so würde sie auch einen Zwitter zur Welt bringen.

Über Zwillingsgeburten freuen sich die Leute. Der zuerst Geborene heißt Momböck, der zweite Mottäntschock. Wer mit den Füßen zuerst auf die Welt kommt, wird Etenjenjen genannt.

Nach der Geburt eines Kindes bleiben Mann und Frau ein bis zwei Wochen getrennt.

Wird die Mutter nach der Entbindung krank und magert ab, so ist das neugeborene Kind eine Schlange. Diese schleicht des Nachts im Hause umher, ißt alles auf, und die Leute haben des Nachts keine Ruhe. Dann nimmt man das Kind, das hölzerne Kopfkissen der Mutter und ein kleines Medizingefäß mit Palmöl, bringt alles drei an den Fluß und setzt es am Ufer nieder. Die Leute laufen dann schnell davon. Die Schlange (das Kind) fängt dann an mit dem Holz zu spielen, wirft den Topf und das Holz ins Wasser, geht selber hinein und ertrinkt. Die Mutter wird dann wieder gesund, und die nächste Geburt verläuft gut.

Die Kinder werden ein bis zwei Jahre lang gestillt. Man sieht häufig, wie ein Kind auf dem Felde zu der über die Arbeit gebeugten Mutter hingehht und in dieser Stellung die Brust nimmt. Die lange Stillzeit bringt es mit sich, daß die Zahl der Kinder, die eine Frau hat, nie sehr groß wird. Es sollen zwar Fälle vorkommen, wo eine Frau bis zu zehn Kindern gebiert, das wird aber wohl eine große Seltenheit sein. Für gewöhnlich kommen auf eine Frau zwei bis vier Kinder.

Die Mutter trägt das Kind in einem kleinen Antilopenfell oder einer aus Palmfasern gewebten Matte auf dem Rücken. Damit das Kind nicht behext wird, sind oben an der Tragmatte in einer Reihe kleine Muscheln, Johannisbrotshoten, eingenähte Amulette, Affenzähne, sowie ein kleiner Trichter, der als Klystierspritze dient, angebracht. Zu Hause werden die kleinen Kinder meistens von ihren älteren Geschwistern auf der Hüfte getragen (Fig. 35).

Dem neugeborenen Kinde werden Geschenke gebracht, bestehend aus Palmöl, Salz und

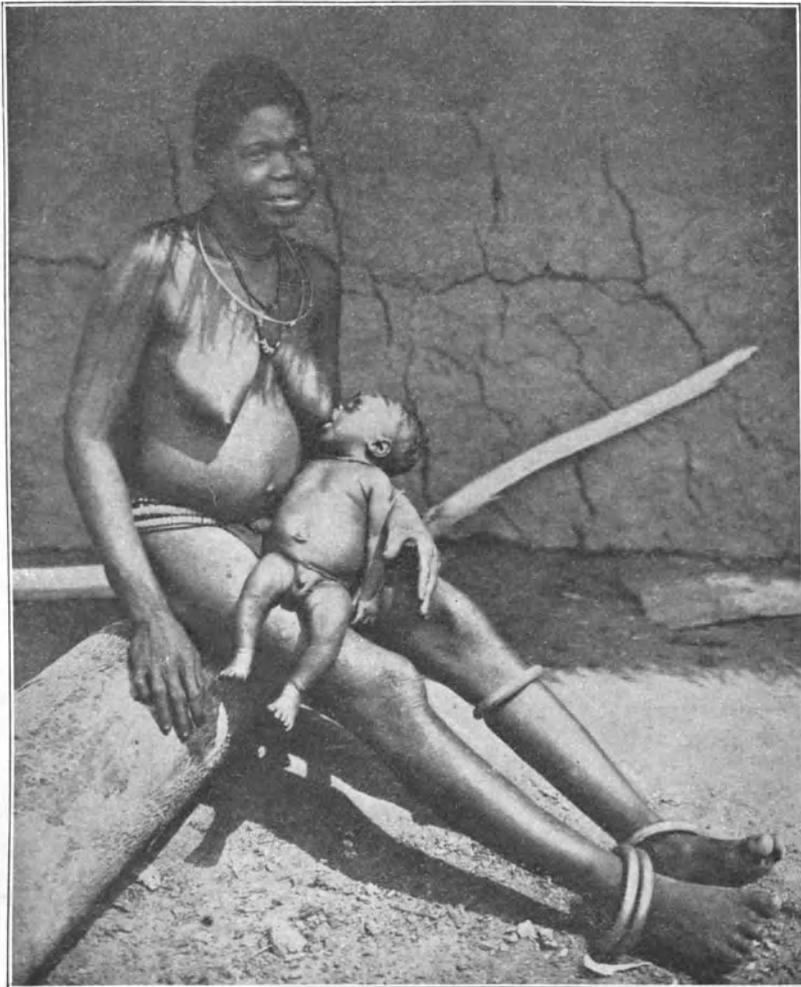


Fig. 34. Mutter mit 4 Wochen altem Kinde.

Zeug. Den Namen des zuerst kommenden Geschenkgebers bekommt das Kind. Heißt der Betreffende z. B. Elo, so heißt das Kind gleichfalls Elo, gleichgültig ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist. Denn beide Geschlechter haben dieselben Namen. Zuweilen bestimmen auch andere Ereignisse den Namen des Kindes; wenn z. B. während der Geburt gerade der Häuptling eines Nachbardorfes zum Besuch anwesend ist, so erhält das Kind seinen Namen. Stirbt derjenige, welcher das erste Geschenk gebracht hat, während das Kind noch klein ist, so bekommt es den Namen von Vater oder Mutter oder auch noch einen anderen Namen hinzu.

Die Personennamen haben meist eine Bedeutung. Elo z. B. ist der Name eines stacheligen Fisches. Wenn ein Mann dieses Namens in den Krieg zieht, so hat er Glück und kann die Leute stechen, wie der Fisch.

Tabo heißt Tabak; Eno: Feldhacke; Baj: Pfeffer; Eiong: der Vielversprechende; Ebi: eine kleine Pfefferfrucht; Ejuk: Name eines Baumes; Etenjenjen: der mit den Füßen zuerst Geborene; Aku: Blüte der Kokopflanze (*Colocasia*); Agu: der Verstorbene (zum Andenken an einen Toten); Bissong: Ebenholz; Bawa: Name eines Flusses; Obang: Pulverfaß; Mbi: Buschpfad; Eta: Vater; Tämbom: Schlafmatte; Tschetschwä: Betäubungsmittel für Fische.

Andere Namen sind: Daku, Are, Njong, Abo, Aschu, Tabe, Tämbi, Tabot, Tänjin, Issau, Aobot, Ejo, Assam, Taku, Tuku, Eba, Ebam, Etong, Obben, Nsso, Difo, Akne, Akonakum, Fongo, Jange, Eschong, Guschu, Eben, Bu, Adjon, Assu, Ejombe, Beka, Tong, Batu, Bate, Tabong, Atom, Ebaj, Egbe, Ebot, Issong.

Ein Kind nennt einen Erwachsenen, der Elo heißt, Ta Elo, eine erwachsene Frau Ma Elo; heißt der Erwachsene Tuku, also: Ta Tuku resp. Ma Tuku.

Die Eltern haben ihre Kinder lieb. Sind sie ungehorsam, so bekommen sie Schläge. Unterwiesen werden sie in kleinen Hausarbeiten, bei denen sie ihren Eltern helfen müssen.

Hat ein Mann mehrere Frauen, so hat die zuerst geheiratete das Vorrecht, auch wenn der Ehemann etwa eine jüngere bevorzugt. Jede Frau hat ihre Behausung und ihren Acker für sich und führt in ihrem Haushalt das Regiment. Im allgemeinen vertragen sich die Familienangehörigen gut untereinander; geht man des Abends durch ein Dorf, so sieht man die Leute familienweise vor ihren Häusern sitzen und sich untereinander oder mit ihren Nachbarn friedlich unterhalten. Ab und zu essen Mann und Frau zusammen, aber nur selten; denn es ist nicht Sitte und die Nachbarn würden sich darüber aufhalten. Obwohl die Frau Eigentum des Mannes ist, behandelt er sie doch meistens gut, hätschelt sie und scherzt mit ihr und läßt sich auch manches von ihr gefallen. Ich war einmal Zeuge, wie bei einem Hausbau zwei Weiber in Streit gerieten, und der Ehemann der jüngeren Frau Ruhe gebot. Da geriet das junge Weib in helle Wut, sprang auf ihren Mann zu, zerrte ihn hin und her, biß ihn und versuchte schließlich, ihn zu Boden zu werfen. Als ihr das nicht gelang, nahm sie Erde und warf eine Handvoll nach der andern ihrem Manne ins Gesicht. Der rührte sich während der ganzen Zeit nicht vom Fleck, sondern lachte nur und ließ sein Weib sich austoben.



Fig. 35. Frau mit Kind aus Tale.

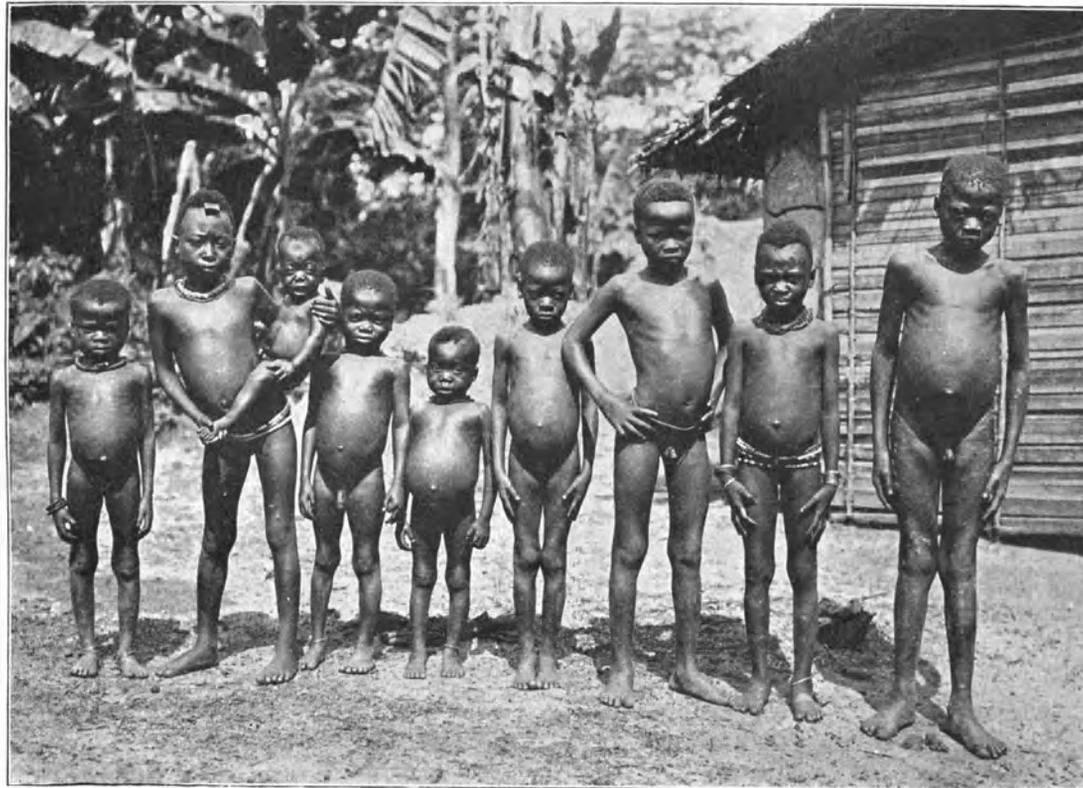


Fig. 36. Kinder in Ejukwawa.

Die eheliche Treue steht nicht gerade hoch, und es ist sehr häufig, daß eine Frau ein Verhältnis mit einem andern Manne hat oder auch ihrem Gatten wegläuft. Wenn im letzteren Falle der Mann, zu dem sie gegangen ist, nicht Entschädigung zahlen will, so werden die Hörner einer großen Antilope an einen Stock gebunden und mit dem Saft einer riesenhaften Kaktee bestrichen. Den Stock mit den Hörnern nimmt der verlassene Ehemann über die Schulter, umschreitet damit das Haus des Ehebrechers und verlangt Rückgabe der Frau oder Bezahlung. Geschieht keines von beiden, so erkrankt der Verführer; Augen und Genick, ja die ganze Haut fangen an zu brennen, bis er nach sieben Tagen stirbt. Seine Leiche wird nicht begraben, sondern in den Wald getragen und zwischen zwei Stützpfeiler eines Seidenbaumwollbaums gestellt. Dieser Zauber heißt *eierawo*. Früher wurde ein junger Mann, der sich an einem fremden Weibe vergangen hatte, nach der Küste verkauft, wenn er nicht bezahlen konnte.

In Tinto soll die folgende Geschichte passiert sein, die ein Europäer mir erzählt hat, der sie selbst mit angesehen hatte. Zwei Weiber verliebten sich in einen jungen Mann aus Togo, der auf der Faktorei Tinto beschäftigt war. Eines Tages kamen sie beide an und blieben bei ihm. Nach einigen Tagen erschien der Ehemann und holte sie wieder ab. Es dauerte aber nicht lange, da kamen sie wieder zurück. Nun kam der Mann wieder, diesmal aber begleitet von einem Trupp seiner Dorfgenossen. Sie ergriffen die Weiber, streuten ihnen Pfeffer in die Scheide und führten sie unter Getrommel und Gesang von dannen. Voran ging ein Mann, der sie verhöhnnte, dann kamen die beiden Frauen, gefolgt von dem übrigen johlenden Trupp. Nun kamen die Weiber nicht mehr wieder.

Im Falle einer Scheidung gehören die Kinder dem Manne. Liegt ein Kind noch an der Brust, so muß die Mutter es groß ziehen und dem Manne zurückgeben.

Stirbt der Mann, so gehört die Frau seinem Bruder als rechtmäßige Gattin. Sie beschmiert ihren Körper mit Schmutz, wäscht sich einen Monat lang nicht und arbeitet auch nicht auf



Fig. 37. Kindergruppe in Dorf Ewiko.

dem Felde. Wehklagend geht sie zu ihren Verwandten. Nach einem Jahr nimmt der Schwager sie zu sich. Läßt sie sich während dieser Zeit mit einem anderen Manne ein, so wird sie gebunden und geschlagen, und ihr Liebhaber muß zahlen. Bekommt sie in dieser Zeit ein Kind, so ist weiter nichts dabei; der Schwager betrachtet es als einen erwünschten Familienzuwachs.

Junge Männer, die sich keine Frau kaufen können, nehmen sich mitunter ein Mädchen auf kurze Zeit. Sie müssen da-

für dem Vater des Mädchens etwas zahlen; sind sie dazu nicht mehr imstande, so geht das Mädchen zu ihren Eltern zurück. Schon kleine Jungen im Alter von 12 bis 14 Jahren nehmen sich ein Mädchen, wenn sie in den Besitz von etwas Geld kommen. Ein Weib auf kurze Zeit mieten nennen sie *djumbä*. Es gibt auch Weiber, die sich ein Gewerbe daraus machen und sich an Arbeiter, die eben ihren Lohn erhalten haben, oder an Soldaten heranmachen, um ihnen ihr Geld abzunehmen. Sie bleiben so lange als das Geld reicht, und gehen dann zu einem anderen. Ein solches Weib wird *apunentech* genannt.

Onanie wird vielfach getrieben. Die Jungen nehmen dazu eine Bananenhülse, die Weiber sollen mit Vorliebe eine Banane dazu benutzen. Auch sollen die Mädchen die Scheide vielfach mit den Fingern erweitern oder indem sie beim Baden einen langen glatten Kieselstein hineinstecken. Auch Päderastie ist nichts Seltenes.

Die Sklaven (*nssam*, Sklavin: *ngossam*) werden von ihren Herren gut behandelt; ich habe nie gesehen oder gehört, daß ein Sklave mißhandelt worden wäre. Man kann auch lange mit Leuten verkehren, ohne zu erfahren, daß sie Sklaven sind. Frei werden sie allerdings niemals. Die Kinder von Freien und Sklaven sind Halbsklaven (*mambe*); deren Kinder aus der Ehe mit einem Freien sind frei. Die Sklaven wohnen in besonderen Sklavendörfern (*käschum*) und arbeiten einige Tage für ihren Herrn und einige Tage für sich. Der Herr gibt ihm auch ein Weib, damit er sich wohl fühlt und nicht fortläuft. Die meisten Sklaven werden aus dem Graslande gekauft und vielfach nach der Küste weiter verhandelt. Doch scheuten sich die Banjangi auch nicht, ihre eigenen Landsleute zu verkaufen. Früher, ehe die Weißen ins Land kamen, war der Sklavenraub an der Tagesordnung. Die Leute getrauten sich nicht, einzeln über Land zu gehen, um nicht aufgegriffen und verkauft zu werden. Besonders wurden Kinder, die sich ohne Begleitung Erwachsener aus dem Dorfe gewagt hatten, weggeschleppt. Während des Transports wurde den Sklaven der rechte Arm an den Leib gebunden, des Nachts fesselte man sie an Händen und Füßen. Zu Hause angekommen, übergab man den neuen Sklaven der Aufsicht eines alten vertrauten Sklaven, bis er sich eingewöhnt hatte. Sehr häufig wurden Schuldner als Sklaven verkauft, die ihre Schuld nicht bezahlen konnten oder wollten. Ein zahlungsunfähiger Schuldner verpfändet auch wohl ein erwachsenes Sklavenkind, ja selbst eines seiner eigenen Kinder.

Will jemand seine Schulden nicht bezahlen, so hat man folgendes Mittel, ihn dazu zu zwingen. Der Gläubiger nimmt die Hörner einer Büffelkuh, bestreicht sie mit Medizin, bindet sie an einen Stock, legt diesen über die Schulter und begibt sich zu seinem Schuldner. Hier umwandelt er dessen Haus oder er geht hinter dem Hause auf und ab und sagt zu ihm: „Sieh diese Medizin; bezahlst du mich nicht in sieben Tagen, so ergreift dich die Medizin und du mußt sterben.“ Bezahlt er, so ist die Sache abgemacht, zahlt er nicht, so schwillt sein Körper auf und er stirbt. Seine Leiche wird nicht begraben, sondern man bringt sie in den Wald und stellt sie zwischen die Wurzelausläufer eines noch stacheligen Baumwollbaums. Dort verwest sie, ohne daß sich jemand um sie kümmert. Die Medizin, die sehr gefürchtet ist, heißt *fam*.

Fehden zwischen zwei Dörfern waren häufig und entstanden meistens infolge von Weiberraub. Der Beraubte schickt zunächst Boten aus und verlangt sein Weib zurück. Kommen die Boten unverrichteter Sache zurück, so werden die Dorfgenossen zusammengerufen und Rat gehalten. Ohne Beratung im Palaverhaus und ohne Medizinmachen geht es natürlich nicht. Dann ziehen einige Männer aus und legen sich an einem Wege in den Hinterhalt. Kommen Leute aus dem feindlichen Dorfe des Weges, so werden sie niedergeschossen. Die Köpfe werden abgeschnitten und mitgenommen. Zu Hause werden sie gereinigt und aufbewahrt. Dann ziehen nun wieder einige Leute aus dem andern Dorfe aus und tun desgleichen. Oder es rücken auch wohl alle Waffenfähigen beider Dörfer aus und kämpfen miteinander, während der Häuptling die Kämpfer anfeuert. Weiber und Kinder bleiben indessen im Busch unter Bewachung zurück. Beendet kann der Streit werden, indem der Räuber sein Haupt mit Asche bestreut, das gestohlene Weib zurückbringt und noch ein anderes Weib oder einen Sklaven dazu zahlt.

Als Waffen besitzen fast alle Männer heutzutage lange Steinschloßflinten (*ngo*) englischen oder deutschen Ursprungs, die noch vor dem Aufstande von 1904 eingeführt sind. Die Speere kommen fast alle aus dem Graslande. Vereinzelt bekommt man noch alte Schilde zu sehen, das ist aber eine große Seltenheit. Auf der Jagd gebrauchen sie auch Armbrüste (*gutako*) zum Schießen von Vögeln, mit denen sie ziemlich gut zu treffen wissen. Als Kopfschutz wird – aber nur sehr selten – ein aus Leder genähter Helm mit einem Sturmband aus Fell getragen (Fig. 38). Oder man trägt die gewöhnliche Männermütze, die zur Jagd mit Turakofedern oder Elefantenschwanzhaaren geschmückt wird.

Die Banjangi leben hauptsächlich vom Ackerbau, daneben auch von den Erträgen der Jagd; die Bevölkerung der an Flüssen liegenden Dörfer treibt auch Fischfang.

Der Feldbau ist ungemein ausgedehnt. Durchwandert man das Banjangi-Gebiet, so findet man auf weiten Strecken Farm an Farm gereiht, bestanden mit Planten, Yams, Koko, Erdnüssen, Bohnen, Mais und Kürbissen. Die Feldarbeit beginnt am Ende der Regenzeit. Sollen neue Äcker angelegt werden, so ziehen des Morgens früh, etwa um 7 Uhr, Männer und Frauen in den Wald, während die Kinder zu Hause bleiben und das Haus hüten. Die Männer schlagen kleinere Bäume und Gestrüpp nieder, tragen alles auf Haufen zusammen und stecken es in Brand, sobald es von der Sonne getrocknet ist. Große Bäume, deren Fällung zu große Arbeit



Fig. 38. Fellkappe (III C 10685).

erfordern würde, läßt man stehen und bringt sie durch Feuer, das die Frauen ringsherum anlegen, zum Absterben. Nur die Ölpalmen läßt man am Leben. Nachdem das Feld gerodet ist, werfen die Frauen kleine Hügel auf, die etwa 0,80 bis 1 m Durchmesser haben und 30 bis 50 cm hoch sind. Zwischen den Hügeln werden Pflanzenstecklinge (Pflanze: *ekwa*) gepflanzt. Nach den ersten Regen, die schon im April fallen, beginnt man mit dem Pflanzen des Koko (*Colocasia*) (*ngku*). Auch auf alten Dorfplätzen werden Pflanzen gepflanzt, nachdem die Trümmer der Häuser weggeräumt sind.

Auf allen Farmen wird das verdorrte Gras und Unkraut zusammengehäuft und entweder verbrannt oder in den meisten Fällen als Dünger in die Furchen zwischen die Hügel gelegt und mit Erde überhäuft, so daß ein Hügel auf einer neuen Stelle entsteht. Auf einer solchen Farm wird Yams (*njaka*) gepflanzt. Aus den großen Yamsknollen werden kleine Stücke mit Augen zur Saat ausgeschnitten und gepflanzt. Der Rest der Knolle findet in der Küche Verwendung, wird gekocht und zu Fufu (*ewe*) zerstampft. Jede Yamspflanze erhält eine Stange, an der sie sich ebenso wie die dazwischen gesäten Bohnen (*baku*) emporrankt. Zwischen den Yams sät man noch Mais und Erdnüsse (*djiksi*). Auch an den flachen Flußufern werden nach Ende der Regenzeit im November Maiskörner ausgesät.

Abgesehen von den Äckern hat man am Hause kleine Gärten, in denen Tomaten, Okro für Saucen und Pfeffer (*baija*) wächst. Die Tomaten werden gesät.

Jeder Mann hat seine eigene Farm, die er unter seine Frauen verteilt, wenn er mehrere hat, so daß jede Frau ihre eigene Landwirtschaft hat. Besitzt er Sklaven, so müssen auch diese auf dem Felde arbeiten und es gegen Diebstahl bewachen. Manchmal findet man kleine Schutzhütten auf dem Felde zum Übernächtigen.

Da die Farmen häufig gewechselt werden, so wird wenig Gewicht auf das Eigentumsrecht gelegt. Nur wo sie nahe beisammen liegen und alles Land schon angebaut ist, behauptet ein jeder seine Scholle. Zwischen je zwei Farmen wird als Grenze ein Weg von etwa 1 m Breite freigelassen, der immer rein gehalten wird.

Zum Schutz gegen die Krähen, die mit Vorliebe die frisch gesteckten Maiskörner und Erdnüsse aus der Erde holen, stellt man mit Lappen behängte Stäbe als Vogelscheuchen auf, worum sich aber die Krähen wenig kümmern. Außerdem findet man auf allen Äckern zahllose Zaubermittel zum Schutz gegen Diebstahl, Behexung usw. Gegen Diebstahl schützt z. B. ein kleiner Bogen mit einer Medizin am Stabe (*kessong*); ein Stock mit einer großen Baumfrucht – der Dieb bekommt Leibschmerzen und Bubonen –; kleine schwarze Ameisen (*bisso*), die auf Bäumen aus Erde ein rundes Gehäuse bauen, an einem Stock, und vieles andere. Ein gespaltener Stock mit einer großen in die Spalte geklemmten Schote verhindert die Verhexung der Feldfrüchte; ein am Wege stehender Stab mit einer Blattdüte darauf (*atu*) verbietet das Betreten und die Verunreinigung des Weges; der Übertreter bekommt Ohrenscherzen.

Über Erntebrauch kann ich nicht viel berichten. Erzählt ist mir worden, daß die Leute nach der Ernte sechs Wochen feiern; ich weiß aber nicht, ob es wahr ist. In den Palaverhäusern findet man zuweilen einen Schmuck, wie ihn bei uns die Bauern aus Getreideähren zu machen pflegen. Ich konnte aber nicht erfahren, ob das mit den Erntefestlichkeiten zusammenhängt. Gesehen habe ich einmal, daß drei alte Männer Speisen, grüne Blätter und Palmöl ins Palaverhaus brachten, aßen und tranken und etwas von den Speisen und Getränken auf die Erde niederlegten. Der eine Mann erzählte dann seinem verstorbenen Vater, daß auf dem Felde alles gut geraten sei, worauf ein anderer ein Gong schlug. Als Opfer werden im Palaverhaus vor der hölzernen Mittelsäule (*ekwom*) allerlei Früchte für die Verstorbenen hingelegt. Doch wird dieser Brauch nicht überall streng befolgt; besonders findet man ihn in der Gegend von Mamfe und in Ossing nach der Keaka-Grenze zu.

Die Feldfrüchte werden folgendermaßen aufbewahrt: Die Maiskolben bindet man bündelweise zusammen und hängt sie unter dem Dach auf. Ebenso hängen Erdnüsse in großen

Körben und Pfeffer unter dem Dach im Rauch. Für den Koko gräbt man nahe dem Hause eine Grube, in der er mit Palmwedeln bedeckt wird. Die Grube wird mit Stangen dicht umzäunt. Die Yamsknollen werden auf einem Gestell frei aufgeschichtet.

Haustiere haben die Banjangi nur wenig. Am zahlreichsten sind die Hühner, die sehr klein sind. Danach kommen Enten, eine sehr große Art, die von den Portugiesen eingeführt sein sollen. Dann findet man auch Schweine; die meisten aber, die von Tale aus manchmal zu hundert Stück nach Ossing und Mamfe verkauft werden, stammen aus dem Grasland. Ferner werden viele Hunde gehalten, die zur Jagd und auch als Schlachtvieh dienen. Ein Hund kostet 4 bis 8 Mark. Ziegen und Schafe sind selten. Auch Katzen sieht man hin und wieder. In Ossing wird mehr Viehzucht getrieben als in den anderen Landschaften. Rinder gibt es keine, obwohl in früheren Jahren in einzelnen Dörfern auch einige wenige Kühe gehalten worden sein sollen.

Gepflegt werden die Haustiere wenig oder gar nicht. Alles bleibt sich selbst überlassen. Das Huhn legt seine Eier irgendwo im Hause, sucht während der Brutzeit seine Nahrung selbst und wird nur, wenn es ausgebrütet hat, jeden Abend mit den Küchlein eingefangen und in dem Hühnerkorb (Fig. 39) an die Wand gehängt. Daran gewöhnen sie sich bald so, daß die Henne des Abends von selbst mit ihrer Schar hineingeht.

Da die Tiere ohne Aufsicht frei herumlaufen, so rupft man, um Verwechslungen vorzubeugen, den Hühnern und Enten ein paar Federn am Kopf aus oder bindet ihnen ein Band in den Flügel ein. Den Ziegen und Schweinen macht man Einschnitte in die Ohren.

Damit die Tiere fetter werden, werden fast alle männlichen Tiere kastriert: Eber, Hunde, Ziegen- und Schafböcke, Hähne und Enteriche. Diese Operation wird von einem sachverständigen Manne mit einem gewöhnlichen Messer ausgeführt.

Die Ziegen und Schafe werden nicht gemolken, und Milchgenuß ist den Eingeborenen gänzlich unbekannt. Sie wußten nicht einmal, was das sei, als sie Weiße Milch trinken sahen. Ein erwachsener Mann, dem ich die Herkunft der Milch erklärte, sagte mir, er habe immer geglaubt, die Europäer schöpften das weiße Wasser aus einem Flusse; andere hielten die Milch für den Saft einer Liane.

Schweine und Hunde machen sich durch die Vertilgung alles Unrats, auch der menschlichen Exkrememente, nützlich. Wenn ein Kind sich verunreinigt hat, so ruft man den Hund. Auf den Ruf: *tschü, tschü, tschü* kommt der Hund angelaufen und weiß auch gleich, was er soll. Mit einem Satz ist er auf der Lehmbank, wo das Kind auf einer Matte liegt, und säubert nicht nur die Matte, sondern leckt dem Kinde auch das Gesäß fein säuberlich ab.

Von Tierkrankheiten habe ich nur eine Augenkrankheit der Hühner wahrgenommen, und daß die Schafe während der Regenzeit Hufspalten bekommen, zuweilen so arg, daß sie nicht gehen, sondern nur auf den Knien rutschen konnten.

Die Jagd wird meistens von einzelnen betrieben, sehr selten in Gesellschaft. Sie haben zur Jagd abgerichtete Hunde, denen man eine Holzschelle umhängt, um das schlafende Wild aufzuscheuchen. Die Nase wird dem Hunde mit Medizin eingerieben. Ohne Medizin geht überhaupt kein Jäger zur Jagd. Die Flinte wird vorher auf den Jagdaltar gelegt und mit Medizin eingerieben. Man bereitet aus allerlei Pflanzensaft und Palmöl eine Medizin zu, die *eburokwäbi* heißt und in einer mit einem flachen Steine zugedeckten Kalebasse draußen in einer Umzäunung vor oder hinter dem Hause, in der ein kleiner Baum steht, aufbewahrt wird (Fig. 40). Mit dieser Medizin macht der Jäger sieben Striche auf den Gewehrkolben. Stirbt der Vater, so hütet der Sohn die Medizin sorgsam. Man kann sie auch kaufen. Eine andere an einem Stock mit



Fig. 39. Hühnerkorb.



Fig. 40. Umzäunter Platz mit Jagdmedizin in Talentschä (Tale).

Lianen befestigte Medizin (*bakum* genannt) dient auch zu Jagdzwecken. Auch der Jäger selbst führt stets Medizin bei sich, denn ohne diese hat er kein Glück. So ausgerüstet zieht er in den Wald und bleibt dort mitunter Nacht über auf dem Anstand, falls er am ersten Tage nichts erlegt hat. Er schießt alles, was ihm vor die Flinte kommt: Affen, Leoparden und andere wilde Katzen, Vögel, Antilopen, Wildschweine, Stachelchweine, Leguane, große Schlangen, ab und zu auch ein Flußpferd oder einen Elefanten. Das erlegte Wild wird

meistens gleich im Walde zerteilt und über dem Feuer geröstet. Das übrigbleibende Fleisch wird auf einem Gestell über dem Feuer geräuchert und aufbewahrt. Hat er großes Wild erlegt, so wird in der Nacht ein Fest gefeiert. Das ganze Dorf kommt dem Nimrod bei seiner Rückkehr mit Sang und Klang entgegen und feiert ihn als Helden.

Sehr häufig wird das Wild in Fallen und Schlingen gefangen. Im Walde baut man lange Wildzäune, vor deren Ausgängen tiefe Gruben angelegt werden, 6 bis 10 auf einer Stelle. Die ausgehobene Erde wird bei Seite getragen und die Gruben mit dünnen Lianen (*hentsche*) überspannt und mit Blättern bestreut. In dieselben werden Speere gesteckt, so daß das hineinfallende Wild aufgespießt wird. Ferner haben sie Fallen für Leoparden, Schlingen für Antilopen und Vögel und verschiedene Fallen und Schlingen für Buschratten und für Mäuse.

Die Mausefalle besteht aus einem aus Lianen geflochtenen Trichter und einer daran befestigten ca. 1 m langen fingerdicken Rute, die mittels einer Schnur zu einem Bügel gebogen wird. Die Schnur endigt in eine Öse und wird durch einen kleinen Pflock festgehalten. In den Trichter kommt ein kleiner Maiskolben, und wenn die Maus zu naschen anfängt, so löst sich der Pflock, die Rute schnell in die Höhe und die Maus wird in der Öse gefangen.

Auf den Grasplateaus, die sich vereinzelt vorfinden, wird während der Trockenzeit des Abends das Gras in Brand gesteckt und das hervorkommende Wild von den Jägern, die vorher den Grasfleck umstellt haben, abgeschossen.

Fischfang wird fast nur in der Trockenzeit betrieben, da während der Regenzeit das Wasser zu hoch steht und die Flußufer zu steil sind. Die Frauen dämmen kleine Bäche oder auch flache Flußeinbuchtungen mit Steinen und Lehm ab, schöpfen das Wasser aus und holen alles Lebendige heraus. Meist werden dabei kleine Fische, Krebse und Frösche gefangen. Letzteren wird gleich die Brust quer durchgeschnitten und die Eingeweide herausgerissen und weggeworfen. An flachen Flußübergängen heben die Frauen die Steine an und sehen nach, ob Krebse darunter liegen. Auch gebrauchen sie kleine auf einen Holzreifen gespannte Netze zum Schöpfen der Fische und legen kleine Reusen in die Bäche. Die Männer dagegen haben große Zugnetze, die bisweilen 10 m lang sind, sperren damit den Fluß von einem Ufer zum andern ab und treiben die Fische hinein. Auch Angelhaken (*asso*, die ganze Angel *ajop*) für kleinere Fische sind ihnen bekannt, werden aber nur wenig gebraucht, da sie aus Draht bestehen und sich leicht zurückbiegen. Fischnetz heißt *asich*.

Außerdem besitzen sie eine Anzahl Gifte zum Betäuben der Fische. Die Blätter oder Samenkörner eines Strauches mit violetten Blüten (*adiea*), den die Weiber in der Farm anpflanzen, werden zu einem Brei zerrieben und in stille Flußeinbuchtungen gelegt. Ein anderer

Giftstrauch heißt *kwat*, ein dritter *tscheitschwa*. Man benutzt auch den Saft einer riesengroßen Kaktee dazu. Ein Zweig derselben wird vorsichtig mit dem Messer abgeschnitten, da beim Abhauen der Saft in die Augen spritzen kann, was furchtbares Brennen und zuweilen Erblindung verursachen soll. Ferner wird eine kastanienartige Frucht als Fischgift verwendet und es sollen noch mehr Gifte existieren. An einem solchen Fischfang beteiligt sich mitunter das ganze Dorf. Das Gift wird ins Wasser gelegt und die betäubten Fische eine Strecke unterhalb von schwimmenden Jungen aufgefangen.

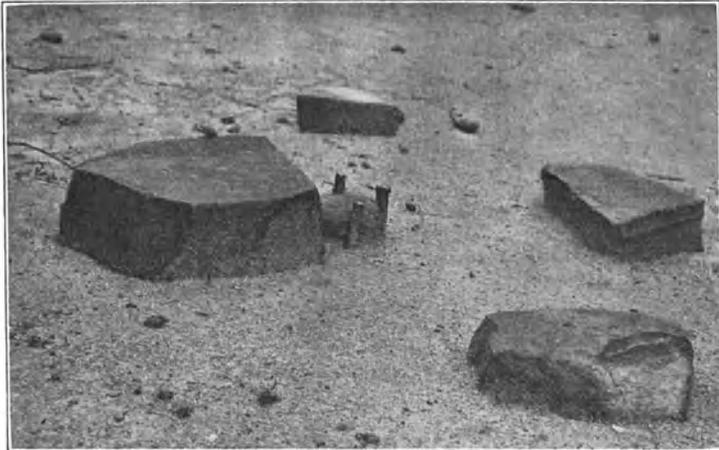


Fig. 41. Jagdzauber. (Dorf Ewiko bei Mamfe.)

Unter den Nahrungsmitteln steht in erster Reihe die Pflanze (*ekwa*). Nachdem sie von der Hülse befreit ist, wird sie in Stücke geschnitten oder auch ganz gekocht. Soll es rasch gehen, so werden die Pflanzen mit Schalen im Feuer gebacken oder ohne Schalen auf den Kohlen geröstet, was ganz vorzüglich schmeckt. Wenn Pflanzen für mehrere Personen, etwa Arbeiter auf einer Faktorei, gemeinsam gekocht werden, so schneidet jeder in seine Pflanzen eine besondere Kerbe als Zeichen ein. Die Obstbanane (*ekonjen*) wird nicht oft angepflanzt.

Demnächst folgen Yams (*njaka*) und Koko (*ngku*), die in der Holzmulde (*ekwobe*) zu Brei gestampft werden. Beim Essen reißt jeder einen Fetzen ab, rollt ihn rasch ein paarmal mit den flachen Händen zu einem Kloß, spießt diesen auf den Mittelfinger, taucht ihn in die Tunke und schluckt ihn herunter, ohne zu kauen. Die Süßkartoffel (*djark* oder *njinga*) wird auf dieselbe Weise zubereitet. Beim Kochen von Yams, Pflanzen und Koko legt man erst ein großes Kokoblatt in den Topf und deckt ein zweites über denselben, damit die Speise nicht während des Kochens von aufliegender Holzrasche schmutzig wird. Junge Maiskörner werden auf dem flachen Mahlstein mit einem anderen faustgroßen Stein zerquetscht; der Brei wird mit Palmöl, Pfeffer, Salz und anderen Gewürzen zu Ballen von der Größe einer Kohlrübe geknetet, in Kokoblätter gewickelt und gekocht.

Dann kommen die sehr beliebten Spinats (*belch*), die aus verschiedenen Blättern gemacht werden, aus Yams- und Kokoblättern, aus den Blättern eines im Walde wachsenden Strauches u. a. Zu erwähnen sind noch die Erdnüsse (*djiksi*), die gekocht oder geröstet werden. Die gerösteten werden oft auf dem Stein gerieben und Sauce daraus bereitet.

Wie mir erzählt wurde, wird auch das Blut einer geschlachteten Ziege genossen, indem man es mit Salz und Pfeffer anrührt, in ein Bananenblatt einschlägt und in Wasser zu einem Kloß kocht. Ja, sogar das Fell der geschlachteten Tiere wird verzehrt, nachdem man es, in kleine Stücke geschnitten, auf Kohlenfeuer geröstet hat. Ich habe es selbst in Mamfe gesehen, wie ein junger Bursche aus Tale sich an einem gerösteten Kuhfell so satt aß, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Auch das dicke Fell von Elefanten und Flußpferden wird in dieser Zubereitung gegessen.

Auch Insekten werden nicht verschmäht. Grillen und auf Palmbaumstümpfen hausende schwarze Käfer mit langem spitzen Rüssel werden auf einen Strohalm gespießt und auf Kohlenfeuer geröstet, ebenso gewisse weiße Raupen und eine Art von Eintagsfliegen.

Menschenfleisch kann man kaum unter den Nahrungsmitteln auführen, wenn ich auch

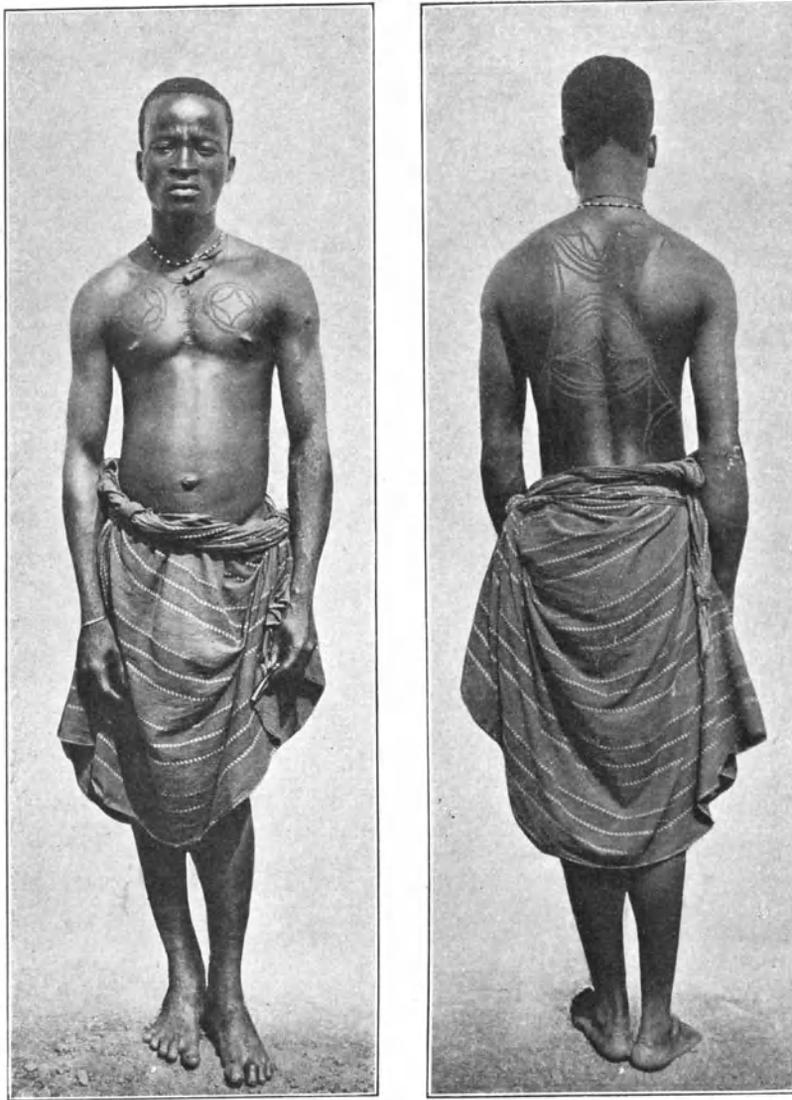


Fig. 42. Mann aus Mamfe.

nicht bezweifeln möchte, daß hin und wieder ein Sklave geschlachtet und gegessen wird. Die Leute leugnen jedenfalls, Anthropophagen zu sein, beschuldigen aber ihre Nachbarn, besonders die Anjang, der Menschenfresserei. In Widedum sollen, wie mir von mehreren Seiten erzählt wurde, Leichen auf den Markt gebracht und dort stückweise mit Strohhalmen abgebunden und verkauft werden. Alte Leute, die schwer krank sind, sollen noch, bevor sie sterben, geschlachtet und verkauft werden. So soll sogar einmal ein Mann seine eigene Mutter zu Markt gebracht haben; weil sie aber seine Mutter war, habe er selbst von dem Fleische nichts gegessen.

Als Fett wird hauptsächlich Palmöl verwendet, wenn auch die Frauen noch verschiedene andere fetthaltige Früchte benutzen, um daraus fette Saucen zu machen. Die Palmfrüchte werden zuerst gekocht, dann in einer Holz-

mulde mit einer Keule gestampft; dann wird etwas Wasser aufgegossen und von oben das Öl abgeschöpft. Man macht nur soviel Öl, als etwa zu einer Mahlzeit nötig ist.

Man hat nur eine Hauptmahlzeit am Abend, wenn die Frau vom Felde zurückkommt. Des Morgens wird nur etwas Geröstetes gegessen, Planten, Maiskolben, Yams, Koko oder Süßkartoffeln. In der Zwischenzeit am Tage röstet man sich, auch wenn die Ernte da ist, eine Art nach Terpentingöl riechende Pflaumen (*bakwa*). Diese werden auch gekocht und schmecken dann, in Salz getippt, nicht übel. Ich habe sie gern gegessen, sie schmecken mehlig, etwa wie Saubohnen. Der Baum heißt *babi bakwa*.

Das Hauptgetränk ist der Palmwein (*nemam*), der besonders bei Festlichkeiten in großen Mengen getrunken wird. Die Besorgung von Palmwein liegt gewöhnlich den Sklaven ob. Man gewinnt ihn, indem man eine junge, 3 bis 4 m hohe Ölpalme mit den Wurzeln ausgräbt, die Palmwedel abhaut und oben am Endtrieb eine etwa 20 cm lange und 10 cm breite Grube einstemmt und mit Palmfasergewebe reinlich umwickelt. Nachdem der Baum gut eine Woche gelegen hat, wird die eingestemmte Vertiefung mit dem Messer aufgefrischt, nach unten zu ein kleines Loch gebohrt und in dieses ein Röhrchen gesteckt und wieder umwickelt. Unter die Mündung der Röhre hängt man eine Kalebasse (*eperre*). Ein ungefähr 3 m hoher Palmbaum lieferte morgens, mittags und abends je eine Flasche von $\frac{3}{4}$ l, im ganzen 36 l, und es wäre noch mehr gewesen, wenn das Gefäß nicht ab und zu des Nachts gestohlen worden

wäre. Hohe Ölpalmen werden nicht umgehauen, sondern erklettert und oben angezapft. Man gewinnt auch Wein von der Raphiapalme, die nur in Sümpfen wächst. Da sie aber im Banjangi-Lande selten ist, und die Blattrippen für die Dachsparren, die Blattfiedern als Material für die Matten zum Dachdecken sehr gesucht sind, so geht man mit diesen Palmen sehr schonend um. Der erste Abzug schmeckt nicht besonders. In der zweiten und dritten Woche schmeckt er am besten, in der dritten und vierten wird er immer herber. In der Regenzeit wird gar kein Wein gemacht, weil er zu wässerig schmecken soll; die beste Zeit sind die Monate Oktober bis März oder April. Nachdem die Palmen Früchte getragen haben, geben sie wenig Wein von herbem und unangenehmem Geschmack. In der richtigen Palmweinzeit werden in mond hellen Nächten große Feste gefeiert. Da man zu diesen Festen den Palm-

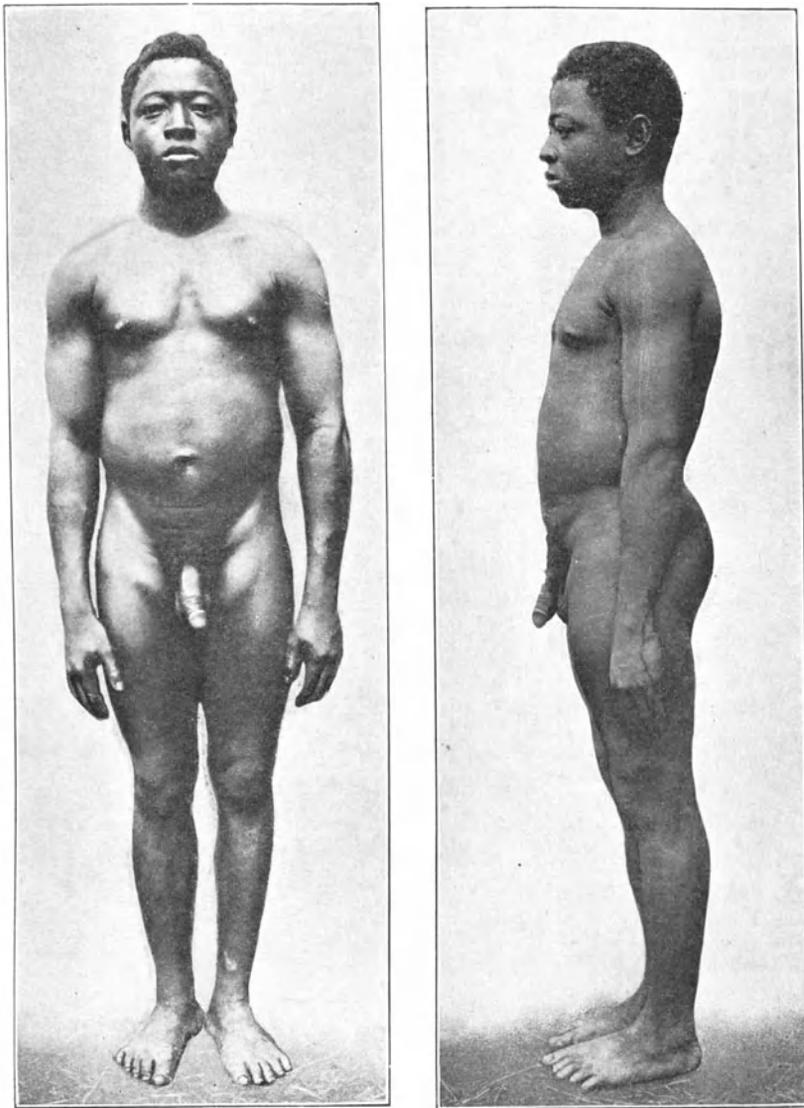


Fig. 43. Jüngling aus Gassang (Tinto).

wein mehrere Tage aufsammelt, um die nötige Quantität zu bekommen, so gärt er inzwischen und wird sehr berauschend. Zu anderen Zeiten sind die Männer sehr mäßig und trinken nur wenig.

Schnaps wird nicht so übermäßig getrunken wie in Europa, wenn es auch einzelne Leute gibt, die dem Schnapsgeuß fröhnen. Wenn man dem Schwarzen einen Schnaps gibt, trinkt er ihn natürlich gern, aber auch hier ziehen die meisten den Tabak als Geschenk vor. Frauen lehnen den Schnaps meistens ab, indem sie nach dem Kopf zeigen, um anzudeuten, daß er ihnen Kopfschmerzen mache. Wenn der Schnaps freilich billiger wäre, würde er auch mehr getrunken werden; aber 2 Mark für eine $\frac{3}{4}$ Literflasche ist für den Buschneger zu teuer.

Wasser wird bei Durst nur wenig getrunken. Beim Arbeiten auf dem Felde nahmen die Frauen, um den Durst zu stillen, kleine Lehmstücke von einem alten verfallenen Hause, die ordentlich durchgeräuchert sind, in den Mund und spucken sie nach einer Weile wieder aus. (Die Schwarzen spucken nicht wie wir, sondern prusten es aus.)

Den höchsten Genuß, den der Schwarze sich denken kann, bildet der Tabak (*tawo*). Für Tabak kann man fast alles von ihm erreichen. Kommt man in ein Dorf, so wird man von der Jugend förmlich umzingelt; einer trägt die Laterne, ein anderer den Liegestuhl, jeder greift nach irgendeinem Gegenstand, in der Hoffnung, vom weißen Mann etwas Tabak als Geschenk zu bekommen, und kriegt ein Junge nur auch ein halbes Blatt Tabak, so ist die Freude groß.

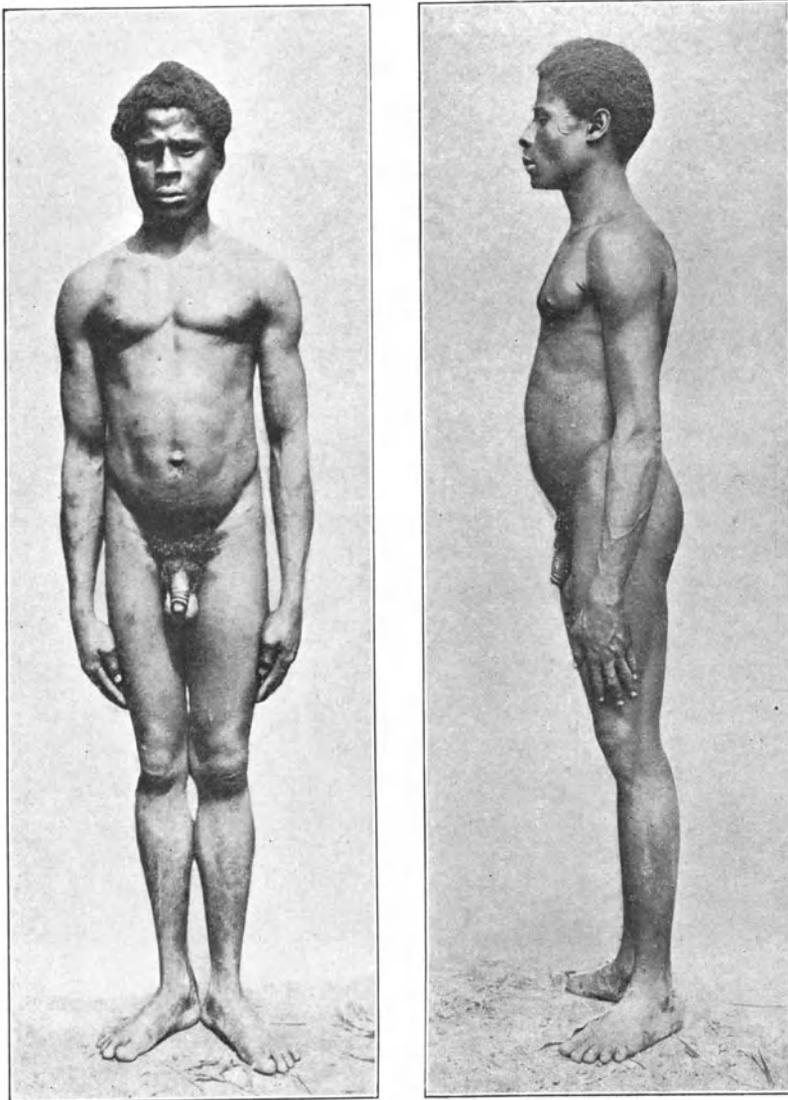


Fig. 44. Jüngling aus Difang.

Früher soll viel Tabak angepflanzt worden sein, in Ossing sieht man auch jetzt noch hier und da Tabak in den Farmen, im allgemeinen aber zieht man den amerikanischen Tabak vor. Das liegt z. T. daran, daß der einheimische Tabak nur klein ist, z. T. daran, daß die Eingeborenen die Behandlung, besonders die Fermentierung nicht verstehen.

Der Tabak wird geraucht und geschnupft. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich gern und schon zehnjährige Kinder geben den Alten wenig nach. Geraucht wird aus europäischen kleinen Ton- und Holzpipen (*chikom*). Zu Schnupftabak werden die Blätter auf dem großen Stein (*ta*) am Feuer gedörst und mit einem faustgroßen Reibstein (*monta*) zu Pulver zerrieben. Das geht langsam, fast feierlich vor sich, während die Weiber um den tabakreibenden Mann herumsitzen und andächtig zusehen. Um dem

Tabak einen schärferen Geschmack zu geben, mischt man eine zerstoßene Scherbe von einem Kochtopf und ein Stück zu Asche gebrannte Plantenschale hinzu. Dann wird die Mischung probiert und jede Frau gibt ihr Gutachten darüber ab, ob noch etwas mehr gebrannte Plantenschale hinzugefügt werden soll oder nicht. Aufbewahrt wird der Schnupftabak in ganz kleinen birnenförmigen Kürbissen oder in einem Fläschchen.

Von der täglichen Arbeit entfällt der Hauptanteil auf die Frauen. Morgens um 8 Uhr – vielfach auch schon bedeutend früher – gehen sie, nachdem sie sich gewaschen haben, aufs Feld. Nur wenn schwerere Arbeiten zu machen sind, ein neues Feld gerodet wird und Bäume geschlagen werden müssen, geht der Mann mit; sonst geht er auf die Jagd oder er bleibt zu Hause und verrichtet zum Zeitvertreib kleinere Arbeiten wie Korbflechten und Mattenweben, falls er es nicht vorzieht zu schlafen. Um 2 oder 3 Uhr nachmittags kommt die Frau nach Hause, beladen mit Brennholz oder mit Feldfrüchten, und bereitet nun das Essen. Sie speist nicht mit dem Manne zusammen, sondern entweder früher oder später. Wenn gegen Abend die Mahlzeit vorbei ist, werden die Eßschalen alle schön der Reihe nach an die Wand gehängt. Auch in europäische Teller bohrt man am Rande ein Loch, um sie aufhängen zu können. Kochtöpfe und Saucenöpfe werden über dem Herd aufgestellt.

Des Abends, wenn es dunkel ist, gebraucht man Fackeln aus einer Raphiarippe oder

einem morschen Stück Holz. Zuweilen findet man auch aus Eisen geschmiedete Lampen (*etulkan*) in den Häusern. Man brennt in ihnen Harze oder Öl, in das man als Docht ein Lämpchen legt.

Apparate zur Herstellung von Feuer (*ngo*) durch Quirlen oder Reiben sind gänzlich unbekannt. Man erzeugt Feuer, indem man zwei Steine aneinanderschlägt, und benutzt als Zunder eine faserige Liane (*bato*), oder man entzündet dieselbe an der Flinte. Auf die Aufbewahrung des Feuers wird keine besondere Sorgfalt gelegt, denn geht das Feuer in einem Hause aus, so ist in einem anderen Hause des Dorfes Feuer zu haben. Gewöhnlich legen die Leute zwei dicke morsche Baumstücke mit den Enden aneinander; das Feuer hält sich dann sehr lange. Gehen die Frauen aufs Feld, so tun sie etwas Glimmfeuer in einen Topf und stellen diesen in den Tragkorb (*essa*), den sie auf dem Kopfe tragen.

Eine vollständige Hausindustrie, die alle Bedürfnisse einer Familie befriedigt, gibt es nur ausnahmsweise. Meistens muß dieses oder jenes Industrieerzeugnis von anderen Leuten, die es herzustellen wissen, gekauft werden.

Die Töpferei wird von Frauen betrieben. Hauptfabrikationsorte sind die Tinto- und Tale-Dörfer, weil hier ein besonders feiner Ton vorkommt. Dieser wird erst gründlich durchgearbeitet und durch Schlämmen von kleinen Steinchen befreit. Sobald er die richtige Zähigkeit hat, wird er in Form eines Kranzes oder Ringes auf ein Pflanzenblatt aufgetragen und mit den Händen zu einem Topf geformt. Dann werden mit einem kleinen Spachtel Verzierungen gemacht. Sobald der Topf in der Luft getrocknet ist, dreht man ihn um und glättet ihn nun auch von innen. Schließlich wird er nach gründlichem Austrocknen in der Sonne in leichtem Feuer gebrannt. Bevor ein Topf in Gebrauch genommen wird, kocht man vom Palmölmachen übriggebliebene Fasern, die noch ziemlich viel Fett enthalten, in demselben aus. Infolge der zunehmenden Einfuhr von europäischen eisernen Kochtöpfen und Bleheimern, die viel haltbarer sind, wird die einheimische Töpferei in absehbarer Zeit wohl verschwinden (Fig. 45).

Auch die Herstellung der Schlafmatten (*essessa*) ist Frauenarbeit. Die Blätter einer Palmenart, die zu beiden Seiten scharfe Stacheln haben, werden zuerst von diesen befreit, indem man mit einem Messer am Rande entlang streicht. Nachdem die Blätter etwas welk geworden sind, werden zwei Pflöcke in die Erde geschlagen, zwischen diesen eine Schnur ausgespannt und die in 5 bis 7 mm breite Streifen zerschnittenen Blätter gleichmäßig dicht aneinander auf dieselbe gereiht und die anderen Enden der Blätter an einer zweiten in gleicher Weise ausgespannten Schnur befestigt. Dann werden sie mit anderen gleichbreiten Blattstreifen quer durchflochten und die freien Enden auf der linken Seite zu einem Saum verflochten. Zu einer anderen Matte verwendet man die ganzen noch frischen Blätter und ritzt sie nur mit dem Daumnagel drei- oder viermal leicht ein zur Verzierung. Da die Blätter spitz zulaufen, so legt man sie abwechselnd mit der Spitze nach links oder nach



Fig. 45. Tongefäße aus Ngassa bei Tinto.

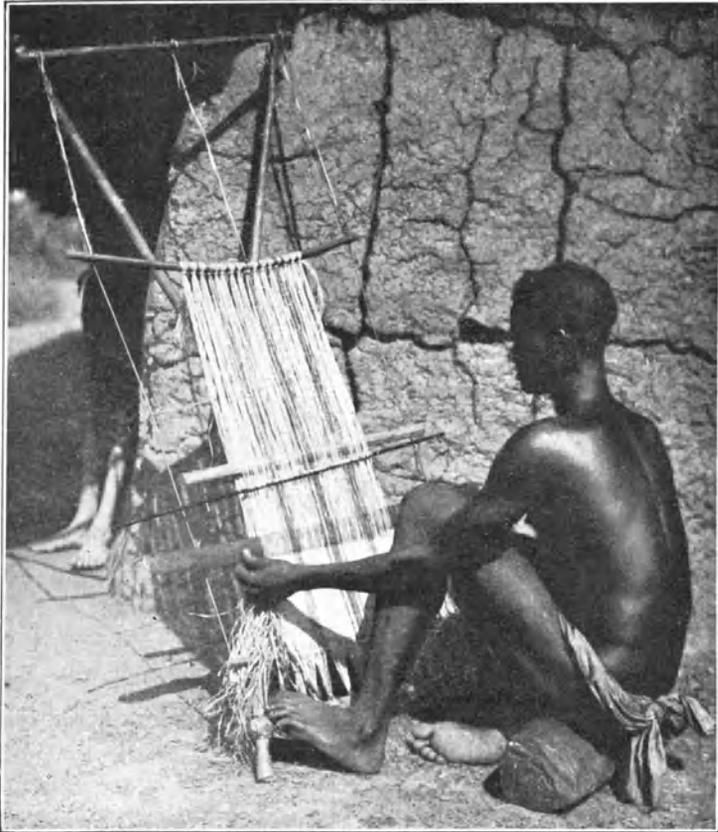


Fig. 46. Mattenweber in Mamfe.

rechts; die äußersten Spitzen werden abgeschnitten. Ist die Matte fertig, so legt man sie zum Welkwerden aufs Dach und flicht dann den Saum.

Die Korbflechterei wird von den Männern ausgeführt. Einzelne Männer sind besonders geschickt in dieser Arbeit. Die Körbe werden von Lianen (*hentsche*) geflochten. Für ganz kleine Körbchen wird das Rohr fein gespalten, für größere Körbe (*eke*), die einen hohlen Boden haben, damit sie nicht vom Kopfe heruntergleiten, spaltet man es gröber. Für lange Tragkörbe (*essa*) spaltet man es in platte Streifen. Zum Flechten einer Lastentrage für Männer nimmt man außer dem starken runden Bügel dünnes junges und ungespaltenes Rohr. Die kleinen Körbchen benutzt man im Haushalt zur Aufbewahrung von Mais, Erdnüssen usw. Um Yams, Koko, Erdnüsse und

Blätter zum Spinat zu holen, hat man größere Körbe von ca. 40 cm Durchmesser.

Stricke (*nkorra*) werden von Bast gedreht. Zur Netzstrickerei werden Bastfäden auf dem Schenkel mit der Hand gerollt und das Netz (*asich*) auf die bekannte Weise gestrickt.

Die Weberei wird nur von Männern betrieben (Fig. 46). Das Webegestell heißt *betagawa*, weben *dietangawa*, das Gewebe *ewa*. Das Gewebe wird meist nur zu Umhängetaschen (*ewa*) und zu Rückentragen zum Tragen kleiner Kinder verwendet. Die Fäden werden von der Raphiapalme

gewonnen und teilweise zur Herstellung von Mustern mit Eisenholz (*korengo*) rot gefärbt. Solche Täschchen, die über die Schulter gehängt werden, fehlen niemals, wenn einer auf die Reise geht. Sie enthalten alles, was der Mann braucht: Tabak, eine kleine Tonpfeife, eine kleine weiße Pflanzenwurzel, ein Stück Kardamomschote als Mittel gegen Impotenz und einen Imbiß. Es gibt auch Taschen aus Antilopenfell (*tack*) (Fig. 47).

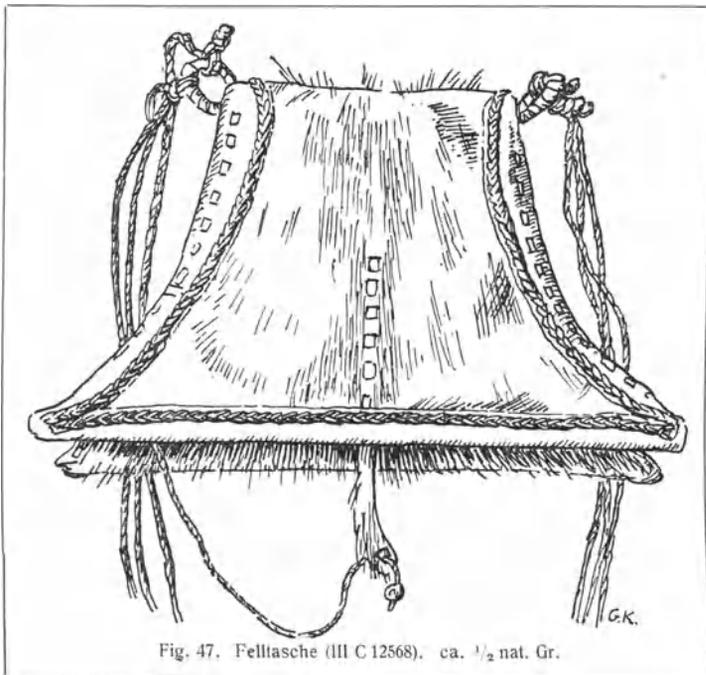


Fig. 47. Felltasche (III C 12568). ca. 1/2 nat. Gr.

Das Gerben von Leder, wie ich es in Südafrika bei den Basuto oder Zulu gesehen habe, kennen die Banjangi nicht. Wird ein Hund geschlachtet, so legt man ihn, bevor er geöffnet wird, ins Feuer und

wendet ihn hin und her, bis die Haare abgesengt sind. Ein erlegter Affe wird in Stücke zerteilt und mit dem Fell geräuchert, falls letzteres nicht zum Juju benutzt wird. Aus dem Fell einer Antilope werden Taschen gemacht, auch Holzmasken werden damit überzogen. Die einzige Bearbeitung der Felle besteht darin, daß man sie mit der Innenseite nach oben in die Sonne legt, mit kleinen in die Erde geschlagenen Pflöcken strammspannt und sie mit Asche bestreut. Schaf- und Ziegenfelle werden als Schlafmatten benutzt.

Holzschnitzereien haben die Banjangi äußerst wenig, in vielen Dörfern fast gar nicht. Geschnittene Stühle und Türpfosten, wie sie andere Stämme haben, kommen nicht vor. Alle vorhandenen Schnitzarbeiten kommen, soweit mir bekannt ist, aus Ossing. Ein älterer Mann daselbst, der Götzen und Masken (*tiaku*) verfertigt, ist unter seinesgleichen als ein wahrer Künstler zu betrachten. Er soll auch die Denkmäler der verstorbenen Mbogonem-Weiber verfertigen. Man hat auch geschnittene Holztüren, die, damit man nicht durch die Fugen ins Innere sehen kann, aus Brettern ordentlich zusammengefügt und auf Falz gearbeitet sind. Sie hängen mittels zweier Ösen an einer wagrechten Stange, an der man sie hin und her schieben kann. Auch an den schmalen Hintertüren des Hauses finden sich zuweilen solche Türen, die dann aus einem Stück ausgehauen sind. Die Verzierungen werden erst mit Aschenbrei mit einem Strohalm vorgezeichnet und dann mit dem Messer geschnitzt. Zuweilen sind die Schnitzereien noch bemalt (Fig. 48).



Fig. 48. Hintertür eines Hauses in Talentschä (Tale).

Schmiede scheinen die Banjangi ursprünglich gar nicht gehabt zu haben. Die wenigen Schmiede, die man findet, sind wohl meist aus dem Graslande gekaufte Sklaven. Von ihnen mag dann hier und da ein Banjangi die Schmiedekunst erlernt haben. Der mir bekannte Schmied ist ein aus Bali gekaufter, schon alter Sklave, dem man auf den ersten Blick seine Abstammung ansieht. Die Bezeichnung für Schmied ist *gangara*.

Eines Tages entdeckte ein Deutscher, der Mamfe-Ewiko-Dorf passierte, an einem abgelegenen Orte eine Schmiede (Fig. 49). Am nächsten Sonntag ließ ich mich hinführen. Ganz im Busch versteckt standen hier ein paar kleine Sklavenhäuser. Ein kleines Schutzdach auf einigen niedrigen Pfählen stellte die Schmiede dar. In einer Ecke lagen alte Flintenläufe und anderes altes Eisen, woraus der Schmied Speere schmiedete. Der doppelte Blasebalg – ähnlich in der Form zwei großen, aus einem Stück geschnitzten holländischen Holzschuhen – war mit jungen, am Feuer geschmeidig gemachten Bananenblättern bespannt, in deren Mitte je ein Hölzchen als Handgriff befestigt war. Das spitze Ende mit den beiden Öffnungen mündete in eine Tonröhre, die flach in der Erde verscharrt war und bis zu der flachen Vertiefung im Boden für das Schmiedefeuer reichte. Als Brennmaterial benutzte der Schmied gebrannte Palmkerne, gemischt mit kleinen Holzkohlen.

Jetzt legte er ein Stück Eisen ins Feuer, während ein jüngerer Sklave mit dem Blasebalg (*efok atern*) arbeitete. Als dieser seine Arbeit nicht recht verstand oder zu träge war, fuhr ihn der Alte an und zeigte ihm, wie er es zu machen habe. Sobald das Feuer ordentlich angefacht war, bestreute er es mit etwas Sand und Asche, jedenfalls um größere Hitze zu er-

reichten. Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe. Sobald das Feuer ordentlich angefacht war, bestreute er es mit etwas Sand und Asche, jedenfalls um größere Hitze zu er-

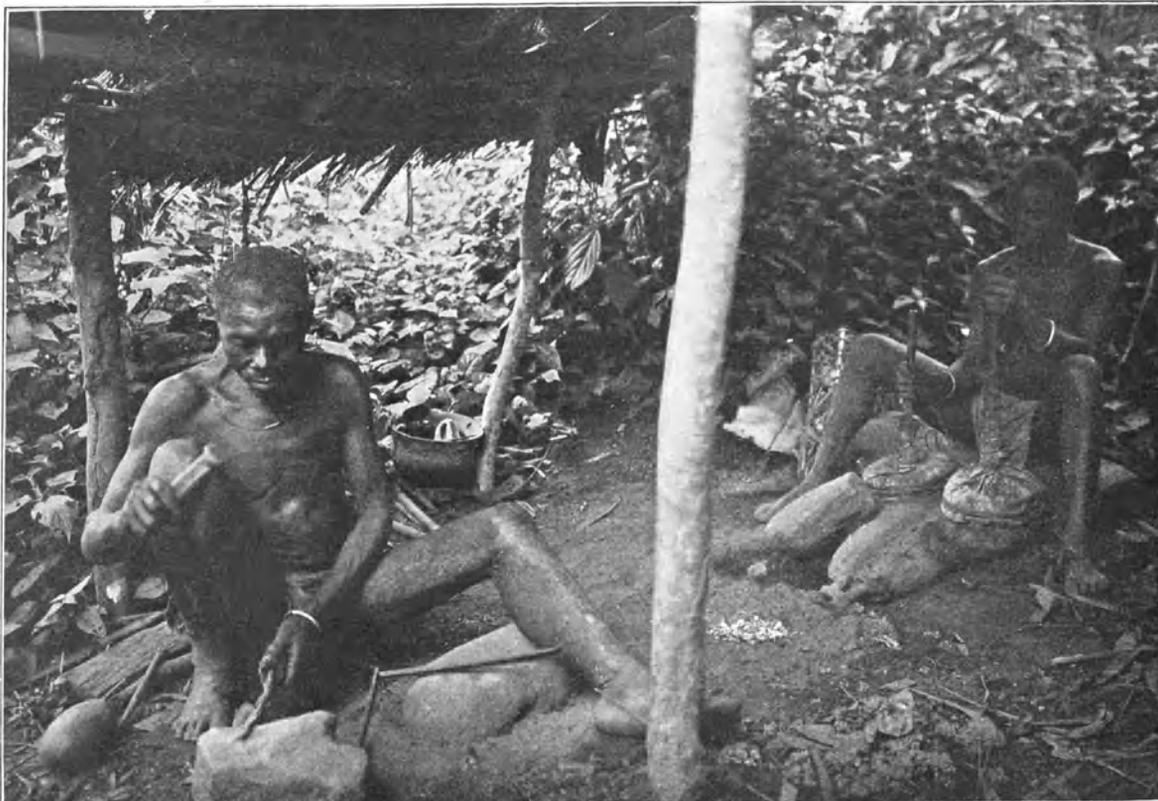


Fig. 49. Schmiede in Mamfe.

zielen, wie es auch sonst die Schmiede zu tun pflegen. Es dauerte nicht lange, so war das Eisen glühend. Mit einem zusammengeklappten Stück Palmrippe, das als Schmiedezange diente, nahm er das Eisen aus dem Feuer heraus und hämmerte mit einem andern länglichen Eisenstück auf einem als Amboß dienenden Stein das eine Ende des glühenden Eisens spitz. Dieses spitzgehämmerte Ende steckte er in einen Holzgriff und legte das Eisen wieder ins Feuer. Nachdem er dann das andere Ende flach geschmiedet hatte, konnte man bereits sehen, daß es eine Speerklinge werden sollte. Durch mehrmaliges Nachschmieden wurde sie fertig, die ich nebst einem andern Speer und einem Messingring ihm abkaufte. Das längliche wuchtige Stück Eisen, das er als Hammer gebrauchte, dient gelegentlich bei kleineren Arbeiten auch als Amboß und wird dann aufrecht in einen Holzklotz gesteckt.

Messingringe werden gegossen, indem man das Metall (ursprünglich Messingstangen aus Old Calabar, jetzt häufig Patronenhülsen) in einem kleinen länglichen Tiegel schmilzt und in eine in der Erde gemachte Rille gießt. Da diese gegossene Messingstange uneben ist, so wird sie auf einem Steine glatt geschliffen und zu einem offenen Ringe zusammengebogen. Eiserne Ringe, die seltener getragen werden, werden geschmiedet und mit eingestanzten Verzierungen versehen.

Für einen kleinen Speer (*morikong*) bezahlen die Eingeborenen 2 head Tabak, für einen großen (*dikong*) 3 head, ein Messingarmring kostet 1 bis 2 Faden Zeug. Lampen und Äxte werden nicht mehr gemacht, da sie auf der Faktorei viel besser und billiger sind.

Der Schwarze ist von Natur ein Handelsmann und muß immer etwas tauschen, kaufen oder verkaufen. Hat man ihm ein Stückchen Zeug geschenkt, so hat er es im Handumdrehen an einen andern verhandelt oder vertauscht, oft mit dem größten Nachteil. An durchziehende Graslandträger, die auf der Faktorei abgelohnt wurden, versuchten die Banjangi sofort ihre getragenen, schmutzigen Schurze zu verkaufen. Für den Erlös kauft er sich im Laden etwas

Neues und Besseres. Dieser Veranlagung des Eingeborenen entsprechend ist auch der Handel im Banjangi-Lande recht lebhaft.

Schon gegen Ende 1900 und Anfang 1901 kamen Banjangi-Händler aus Bakum bis nach Ndian im Rio del Rey-Bezirk mit Gummi. Als dann der Handel von Rio del Rey nach Nsanakang verlegt wurde, kamen dieselben Bakumhändler dahin, bekamen Zeuge und zogen wieder ab. Nach ca. 3 Wochen, als man schon glaubte, sie kämen überhaupt nicht wieder, tauchten sie mit einem Male wieder am andern Ufer des Munaya-Flusses auf und riefen nach dem Kanu. Sie brachten Gummi, Elfenbein und gedrehte 1,70 m lange Bastschnüre und erzählten, der Häuptling von Bakum habe Elefantenzähne, so lang wie diese Schnüre. Er wolle sie verkaufen oder ein europäisches Haus dafür gebaut haben. Der Häuptling von Abokam habe ihnen beim Durchzug Schwierigkeiten gemacht, habe sie nicht durchlassen wollen und ihnen Zoll abverlangt. Später, als 1902 eine Faktorei in Mamfe errichtet worden war, brachten die Leute Gummi und ausgezeichnetes Ebenholz dorthin. Damals handelte man noch mit leeren Flaschen; für eine Bierflasche oder ein kleines Gewehröfläschen konnte man ein Huhn kaufen. Heute haben die Flaschen ihren Wert verloren, die Banjangi verhandeln sie höchstens weiter ins Grasland.

Ein sehr wichtiger Handelsartikel ist das Salz (*ngang*). Abgesehen von dem importierten Salz, das die Leute in Mamfe und Tinto kaufen, beziehen die Leute von Tinto und Tale sowie von den südlicher gelegenen Landschaften Salz von den Mamfe-Leuten und von den Keaka, in deren Gebiet sich Salzquellen befinden. Das Salz wird in großen Töpfen durch Kochen zum Abdunsten gebracht. In Mamfe hatte man früher — vor dem Aufstande — ca. 3 m lange, aus einem Baumstamm ausgehöhlte Tröge, in denen man das Salzwasser etliche Tage zum Verdunsten stehen ließ, bevor man es kochte. Die eingekochte dicke Masse wird in 20 cm lange Tüten aus Palmblatt hineingefüllt und zum Hartwerden in die Sonne gelegt. So kommt das Salz in den Handel und dient als Geld, womit man gewebte Taschen, Matten, geräuchertes Fleisch und besonders Speere, große und kleine, kauft. Die dem Graslande benachbarten Banjangi ziehen mit Salz, Palmöl und

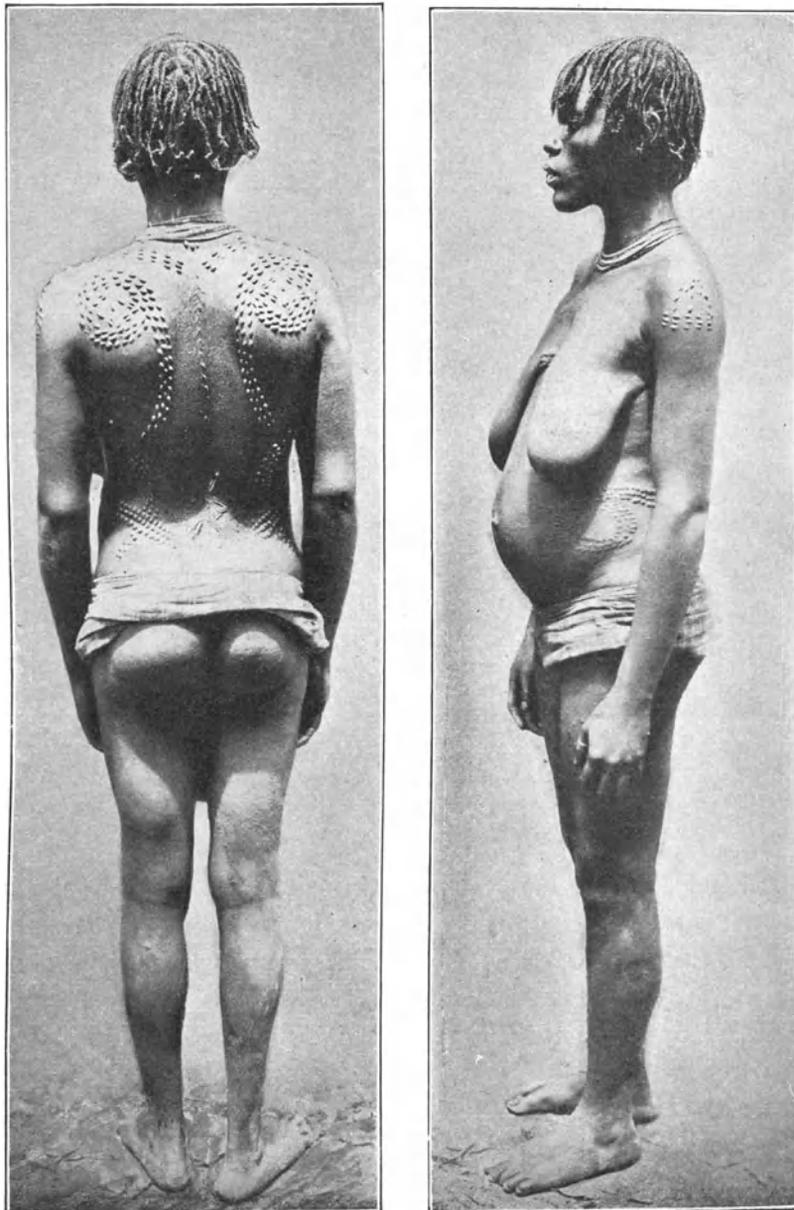


Fig. 50. Frau aus Ejang mit Tätowierung. (Rücken- und Seitenansicht.)

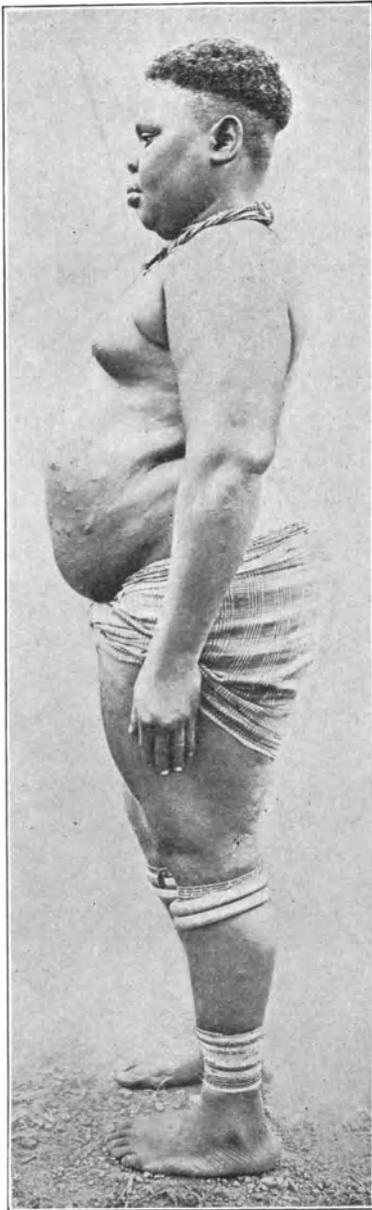


Fig. 51. Frau aus Enowi.

Perlen ins Grasland und kaufen damit Ferkel, Ziegen, Hunde und Speere. Umgekehrt kommen die Graslandbewohner zu den Banjangi, um Handel zu treiben. Früher gingen sie nach Mundame oder Victoria, da ihnen der Weg von Tinto nach Mamfe nicht bekannt war oder weil sie fürchteten, aufgegriffen und als Sklaven verkauft zu werden. Jetzt kommen sie scharenweise nach Mamfe, selbst auf dem halbsbrecherischen Wege über Bakum.

Im Talegebiet werden in bestimmten Dörfern Märkte abgehalten, zu denen Leute sowohl aus den nach Nguti zu gelegenen Ortschaften als auch aus Mbinjon, Ossing, Mamfe und dem Keakagebiet kommen. Die Märkte werden nicht im Dorfe abgehalten, sondern außerhalb auf einem freien Platze, der von niedrigen Bäumen beschattet ist. Hier werden stellenweise auf gabelförmigen Pfählen ruhende Baumstämme angebracht, die als Sitzbänke dienen. Auf ihnen sitzen die Großen des Dorfes und nehmen, tief ins Gespräch versunken, eine Prise nach der andern.

Als Tauschmittel diente früher dicker, 3 Fuß langer Messingdraht (*brass rod*), den die Engländer eingeführt hatten, bevor Kamerun deutsch wurde. Wie ganz alte Leute erzählen, soll früher ein alter Sklave 40 Brassrod gekostet haben, ein junger Sklave 50 Brassrod, ein Faß Pulver und eine Flinte. Ein kleines Kind kostete 30 Brassrod und ein Faß Pulver, eine ältere Sklavin 10 Brassrod, während eine junge Sklavin denselben Wert hatte wie ein junger, kräftiger Sklave. Jetzt kostet ein Sklave 100 Mark und mehr. Eine „Hand“ Pflanzen kostet ein Blatt Tabak, ebensoviel 12 Maiskolben. Für ein halbes Blatt Tabak erhält man eine Doppelhand voll Erdnüsse.

Europäisches Geld, das jetzt mehr und mehr in Gebrauch kommt, heißt *nkapp*. Kaurimuscheln (*mbech*) dienen nicht als Geld, sondern finden nur zu Schmuckringen und Bändern Verwendung, sowie zum Würfelspiel.

Bestimmte Kaufzeremonien sowie dabei gebrauchte Formeln sind mir nie aufgefallen.

Als Hohlmaße gebrauchen sie für Palmöl europäische Flaschen, Kalebassen oder auch oft einen Rum-Demijohn, wenn sie ihren Palmwein verkaufen. Wagen und Gewichte gibt es nicht.

Außer den alten sich durch den Busch schlängelnden Pfaden (*bierje* oder *biele*) besitzt das Land die von der deutschen Verwaltung angelegten bequemen Verkehrsstraßen. Alle Wege, sowohl die Dorfstraße wie die nach den benachbarten Dörfern führenden Wege, werden sehr sauber gehalten. Beim Reinigen der Äcker wird gleich die eine Seite des Weges mit gereinigt, während die andere Hälfte liegen bleibt, bis der gegenüberliegende Acker gereinigt wird. Ein Weg wird nie verunreinigt. Ich habe sogar des öfteren beobachtet, daß die Eingeborenen nie auf den Weg ausspucken oder sich die Nase schneuzen, sondern dazu immer seitwärts abtreten.

Da das Land sehr reich an kleinen Flüssen und Wasserläufen ist, so werden eine Menge Brücken erforderlich. Über schmale Bäche legt man einige dünne Baumstämme. Ist der Wasserlauf breiter, so fällt man einen am Ufer stehenden großen Baum, so daß er quer über den

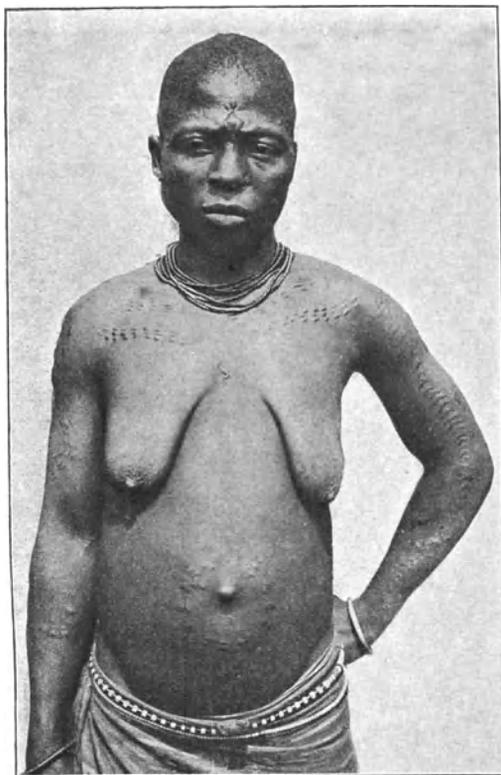


Fig. 52 a.

ca. 10 bis 20 m breiten Fluß zu liegen kommt. Große Flüsse, die 40, 50 m und mehr breit sind, werden mit Lianenbrücken (*birje*) überspannt, die sehr zahlreich im Lande sind. Nachdem die Männer eine geeignete Stelle am Flusse ausgesucht haben wo zwei starke passende Bäume einan-

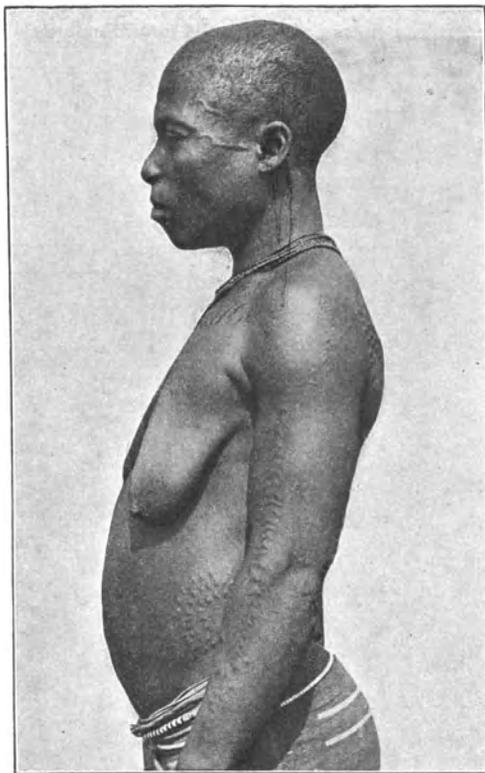


Fig. 52 b.

der gegenüber am Ufer stehen, gehen sie morgens früh in den Wald und kommen am Nachmittag an den erwählten Platz mit großen Rollen von Lianen (*hentsche*). Zunächst wird in einer Baumgabel ein starkes Holz wagrecht festgebunden und drei dünne Baumstämme schräg darangestellt. An diese bindet man andere armdicke Hölzer quer fest, so daß eine Leiter zum Aufstieg in den Baum entsteht. Auf der anderen Seite des Flusses verfährt man in derselben Weise. Sobald die beiden 3 bis 5 m hohen Leitern fertig sind, hängt sich ein guter Schwimmer das zu einer Öse geschlungene Ende einer dünnen Liane schärpenartig um die Schulter und schwimmt damit über den Fluß. An diese dünne Liane, die so lang ist, daß sie zweimal über den Fluß reicht, befestigt man nun eine dicke Liane, zieht sie hinüber und bindet sie straffgezogen an beiden Ufern an das wag-

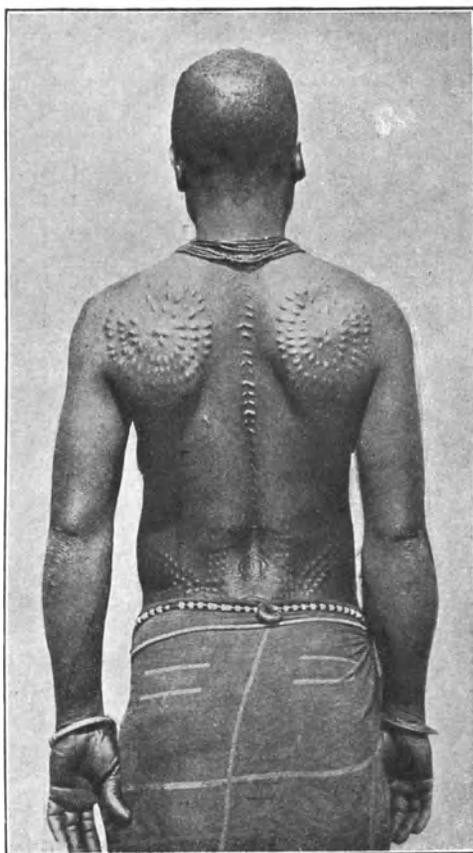


Fig. 52 c. Eno, Frau aus Tale.

rechte Querholz. Damit die Arbeit schneller von statten geht, werden die dicken Lianen einmal von der einen das zweite Mal von der andern Seite herübergezogen, so daß die dünne Liane nie ohne Last läuft. Sobald ca. 20 Lianen dicht nebeneinander ausgespannt sind, werden zu beiden Seiten und etwa 1,50 m höher einige Lianen gezogen, die als Geländer dienen. In ca. 2 m Höhe spannt man schließlich wieder gegen 10 Lianen als Tragseile aus. Erscheint einer der Äste des Baumes zu schwach, so wird ein nebenstehender Baum als Pfeiler zu Hilfe genommen. Ist dieses alles fertig, so steigt ein Mann hinauf und schnürt, von einem Ufer



Fig. 53 a. Weib aus Tale.

beginnend, die Lauf- oder Trittseile mit gespaltenen Lianen zu einem Ganzen zusammen und verbindet gleichzeitig dieselben mit dem Geländer und dieses mit den Tragseilen durch Verbindungsstränge in Abständen von 15 bis 20 cm. Damit ist die Brücke fertig. Damit bei schwerer Belastung der Brücke – man sieht oft 10 bis 20 Träger mit Lasten die Brücke gleichzeitig überschreiten – dieselbe nicht in der Mitte in sich zusammenklappt, werden an mehreren Stellen

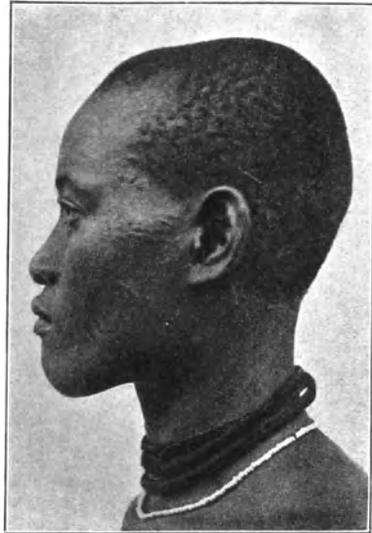


Fig. 53 b. Seitenansicht.

starke armdicke Wurzeln als Bügel hineingeklemmt und festgebunden.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Träger auf der Brücke schwindlig wird und entweder seine Last ins Wasser fallen läßt oder selbst hinunterstürzt. So fiel einmal einer meiner Träger, der vor mir ging, an 8 m tief in den Fluß hinunter, während das eiserne Bett, das er trug, auf der Hängebrücke liegen blieb. Da es nahe am Ufer war, konnte er sich retten, indem er eine von der alten Brücke übriggebliebene Liane ergriff und an ihr die steile Uferwand emporklettern konnte.

In der Trockenzeit durchwatet man den Fluß an flachen Stellen und läßt die Brücken unbenutzt. Diese müssen für die nächste Regenzeit ausgebessert oder ganz neu gemacht werden, da die Lianen durch die große Hitze brüchig werden.

Kähne (*atschü*) gibt es im ganzen Banjangi-Lande nur in Mamfe, da hier der Cross-Fluß zu breit ist, um eine Brücke über ihn zu spannen. Die Kanus fassen 11 bis 12 Mann, sind plump gearbeitet und werden hauptsächlich zum Verkehr mit dem anderen Ufer benutzt, mit welchem ein reger Handel in Ebenholz, Palmfrüchten und Palmöl besteht und wo die Mamfe-Leute auch einen Teil ihrer Äcker haben. Für die Trockenzeit, wenn die Dampfer nicht mehr fahren können, hat die Gesellschaft Nordwest-Kamerun für längere Fahrten große Handelskanus aus Kalabar und Duala gekauft. Dieselben waren im Anfang mit Ekoi-Leuten bemannt, jetzt sind aber auch schon Mamfe-Leute zu tüchtigen Ruderern ausgebildet worden.

Während der Fahrt sitzen die Ruderer auf den schmalen Kanubänken oder auf der Bordkante. Die Ruder (*ischom*) sind 1,50 m lang, schmal und spitz und werden gehandhabt, indem man sie von oben ins Wasser sticht. Der Steuermann hat ein etwas größeres Ruder, das er hinten am Kanu fest angelehnt hält.

Für den Europäer wird bei längeren Fahrten ein Schutzdach gemacht, indem man einige Lianenbügel am Kanu anbringt und sie mit Palmmatten bedeckt, was sehr gut gegen die Hitze schützt.

Zum Ausschöpfen des Wassers hat man eine flache Kürbisschale, die früher als Eschüssel diente, oder irgend eine alte Blechbüchse.

Den Fluß aufwärts bei starker Strömung feuern sich die Ruderer bei jedem Paddelstich mit einem „sch“ an oder der Steuermann ruft ein „ohio“ dazwischen, worauf alle mit einem lauten „ha“ antworten. Zur Abwechslung singen sie auch einmal. In der Trockenzeit wird das Boot über flache Stellen mit Stangen geschoben, indem sich die Leute auf die Sitzbretter und die Bordkante stellen.

Beim Schwimmen holen sie von oben her abwechselnd mit den beiden ausgestreckten Armen aus, indem sich der Körper bei jeder Armstreckung auf die entsprechende Seite legt.

Für Beförderung von Lasten über weite Strecken zu Lande haben die Banjangi eine aus Lianen geflochtene Rückentrage (*bakka*). Diese besteht aus drei länglich-ovalen Lianenringen, von denen jeder durch quer herübergespannte gespaltene Lianen verstärkt ist und die mit den Längsseiten aneinandergelegt und zusammengebunden sind. Die so entstandene Trage

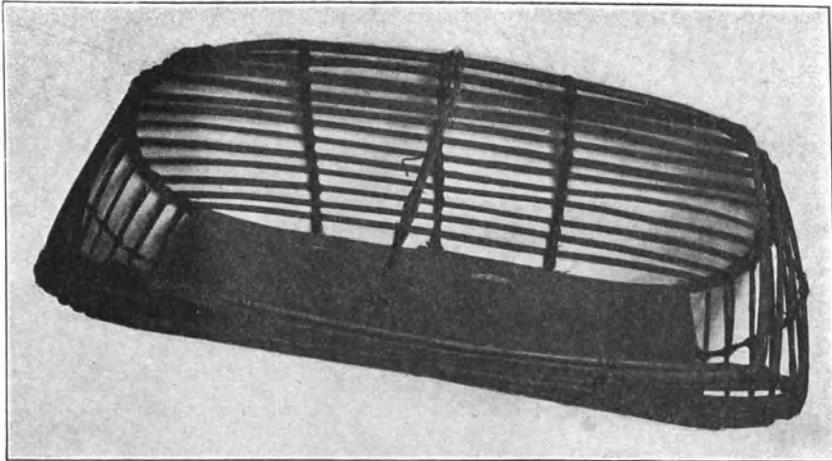


Fig. 54. Tragkorb (III C 25 809). Etwa $\frac{1}{8}$ nat. Gr.

kann man, wenn sie leer ist, zusammenklappen wie ein Zigarrenetui. Die Lasten werden hineingelegt und mit gedrehten Bastschnüren festgebunden. An Stelle der Schnüre nimmt man sehr häufig einfache Lianen oder Bast vom Bananenstamm. Zu beiden Seiten einer Last werden zwei breite Pflanzenbastschleifen angebunden und über die Schulter gehängt, so daß die Last auf dem Rücken ruht. Zur Erleichterung bindet man noch eine dritte Schleife oben an und streift sie über den Kopf. Ein zusammengerolltes Bananenblatt wird als Polster untergelegt, ein zweites Blatt auf dem Rücken unter die Last gesteckt. Auch zum Brennholzholen aus dem Walde wird ein solcher Tragkorb gebraucht. Eine andere Art Tragkörbe, *essa* genannt, wird aus Lianen geflochten und mit einem Brett als Boden versehen. Diese gebrauchen hauptsächlich die Frauen zum Tragen von Feld- und Waldfrüchten (Fig. 54).

Leute, die unterwegs krank werden, trägt man entweder in einer Hängematte oder in einer Tragbinde (*nek*) auf dem Rücken. In einen Streifen Bast wird ein flaches Holz eingebunden. Der Träger legt die Binde über seinen Kopf, der Kranke setzt sich auf das flache Holz und hält sich an den Schultern des Trägers fest.

Um Hühner oder Enten zu transportieren, legt man zwei Palmwedel aufeinander und flicht die Fiederblätter zu einer Art Korb zusammen. Oder man bindet den Tieren die Füße zusammen und trägt sie einzeln in der Hand oder paarweise über die Schulter gehängt.

Die Banjangi glauben an einen guten Gott, der alles gemacht hat, Pflanzen, Tiere, Menschen. Das ist schon sehr lange her, denn ganz alte Leute haben es schon in ihrer Kindheit erzählen gehört. Gott macht Nacht und Tag, Regen und Wind und Sonnenschein. Was Gott eigentlich ist und wie er aussieht, weiß niemand; der Mediziner hat ihn selbst gesehen, aber er ist nicht im stande zu sagen, wie er ist. Ein Mann sagte mir, alte Leute hätten ihm erzählt, Gott sähe aus wie ein Leopard und habe Hände und Zähne wie ein Mensch. Ein anderer antwortete mir einmal auf meine Frage: Das, was ich sehe, was ich um mich höre — mit der Hand in die Runde zeigend — was ich fühle, ist Gott. Wie der Mond und die Sonne für alle Menschen da sind, so ist auch derselbe Gott für alle Menschen da.

Dieser Gott, der alles geschaffen hat, heißt bei den westlichen Banjangi Eburokwabi (oder Dakorokwabi = Herr Gott). Die östlichen Banjangi (in Tinto und Tale) haben eine weibliche Gottheit, Mbogonemandem. Aber auch in Mamfe betet man nicht zu Eburokwabi, sondern zu Mandem. Es ist sehr schwer, über diese Gottheiten ins Klare zu kommen, da die Aussagen der Leute zu verschieden sind. Auf die Frage, was Mbogonemandem eigentlich sei, bekam ich zur Antwort, M. sei woman god. Diese weibliche Gottheit habe auch einen Mann Namens Dem, der hinter ihr stehe und sie beschütze. Auf weitere Fragen ergab sich, Mandem sei eine vor sehr langer Zeit verstorbene Frau; des Nachts halte sie sich im Walde und im



Fig. 55. Aus dem Hause geworfene Hinterlassenschaft einer verstorbenen Frau in Tale.

Sumpf auf und rufe: him, him, him, him. Dann fürchteten sich die Leute sehr. Diese Gottheit steht in Verbindung mit den Mbogonem-Weibern, über die später noch mehr gesagt werden

soll. Nach anderer Angabe sind Mandem überhaupt die vor langer Zeit Verstorbenen; die jüngst Verstorbenen heißen Barem.

Derselbe Mann aus Mamfe, der mir gesagt hatte, daß Gott bei ihnen Eburowkabi heiße, erzählte mir einige Tage später, wenn er sich des Morgens die Hände wasche, so bete er: Mandem, gib mir dieses oder jenes. Ein anderer Mann (aus Bakum) sprach einmal mit ernstem andächtigem Gesicht folgendes Gebet: „Gott, sieh mich, ich bringe dir Essen, ich bin krank, hilf mir, ich bitte dich; ein Mann hat Medizin gegen mich gemacht, ich sterbe, mache mich wieder gesund und wende diesen Mann von mir.“ Für Gott gebrauchte er nicht den Namen Eburowkabi, sondern Mandem.

Später war ich einmal mit demselben Mann in Nsanakang (Dorf der Ekoi) und bat den Häuptling Ndep, mir einige Menschenschädel zu besorgen, ich würde ihn gut bezahlen. Da zeigte der Häuptling mit dem Finger nach oben und sagte etwas von Eburowkabi. Mein Begleiter verdolmetschte mir die Worte; der Häuptling habe gesagt, Gott werde ihn strafen, wenn er mir die Schädel gebe.

Soweit ich als Laie das beurteilen kann, besteht der ganze Kult nur in Medizinmachen, Toten- oder Ahnenverehrung und den Opfern für die Verstorbenen. Denn bei jedem Mißgeschick, das ihn trifft, nimmt der Schwarze seine Zuflucht zum Medizinmann, worauf den Verstorbenen geopfert wird. Gott, der nach der Aussage der Leute alles geschaffen hat, wird ganz als Nebensache behandelt.

Die Banjangi glauben an eine Unsterblichkeit. Liegt einer im Sterben, so sitzen viele Leute an seinem Lager. Ist er verschieden, so wird viel und laut geheult, gewehklagt und getrommelt. Um die Fußknöchel, die Handgelenke und den Hals des Toten legt man Perlschnüre. Die Knie werden hinaufgezogen und die Füße an das Gesäß gedrückt. Die Hände werden nach oben an die Oberarme gelegt. Die Leiche wird mit Bananenblättern bedeckt und bleibt liegen, bis alle Anverwandten sie gesehen haben, und wenn es mehrere Tage dauert. Dann wird die Leiche in Zeug gewickelt und außerhalb des Dorfes im Busch, in der Farm oder auch am Wege in einer tiefen Grube verscharrt. Der Mann bekommt in sein Grab sein Hautmesser, seine Tasche, sein Trinkgefäß und etwas Zeug mit. Töpfe werden ihm ins Grab gelegt, während es zugeschüttet wird. Die gelegentliche Auffindung eines alten Grabes bestätigte dieses: es wurden eiserne Ringe, Speerspitzen, eine kleine Glocke und Topfscherben gefunden.

Wenn ein Weib stirbt, so werden die alten Sachen aus ihrem Besitz vor die Tür geworfen, die guten Töpfe und anderen Küchengeräte werden an die Verwandten verteilt (Fig. 55). Das Haus wird nicht mehr bewohnt und verfällt. Erst nach langen Jahren wird auf derselben Stelle ein neues gebaut.

Häuptlinge und geachtete Leute werden hinter ihrem Hause bestattet. Über dem Grabe baut man eine kleine Hütte oder man steckt je eine Stange an Kopf- und Fußende ins Grab,

spannt einen Streifen Zeug zwischen beiden aus und hängt den Regenschirm und andere Habseligkeiten des Verstorbenen daran auf.

Stirbt der Mann, so scheren seine Weiber und Anverwandten das Haupt, bestreichen die Magengrube mit Schmutz und halten zwei Wochen lang jeden Morgen Totenklagen ab. Beim Tode eines Weibes ist die Trauer dieselbe, dauert aber nur vier Tage. Stirbt ein Häuptling, so wird einen Monat lang gefeiert. Es werden auch aus anderen Dörfern viele Leute eingeladen, es wird gegessen, getrunken, getrommelt, getanzt und geschossen. Während dieser Zeit enthalten sich die Leute der Arbeit und zeigen sich sehr niedergeschlagen. Am Tage herrscht eine große Stille im Dorf. Um bei dem Verstorbenen nicht in Ungnade zu fallen, gibt man den Gästen reichlich zu essen und zu trinken, damit es den Gastgebern (den Verwandten des Toten) in ihrem Leben gut gehe.

Als am 26. Juni 1902 der Häuptling von Mamfe gestorben war, begann ein großes Schießen und Trommeln. Neugierig ging ich am nächsten Sonntag hinüber. Als ich Ewiko-Dorf passierte, schoben die in den Türen sitzenden Weiber die Türen zu und liefen davon. Als ich weiter ging und um die Ecke eines Hauses bog, sah ich plötzlich die ganze Menschenmenge vor mir, und in demselben Moment schossen ca. 80 Mann wie auf Kommando mit ihren langen Flinten in die Luft. Auf zwei großen aufrecht stehenden Trommeln, die auf Plantenstämmen aufgebaut waren, wurde getrommelt. Die Männer, mit ihren selbst gestrickten Mützen auf dem Kopf, unterhielten sich abwechselnd und schossen dann wieder, in einer Reihe stehend, die schräg nach oben gehaltenen Flinten ab. Einige Leute saßen in den Haustüren und sahen zu, einige waren mit Kochen beschäftigt. Vor dem Palaverhause war eine ca. 9 m lange Bambusstange eingegraben. Von ihrer Spitze hing, an einem Stecken ausgebreitet, traurig ein ebenso langes Stück neues Zeug als Banner herab.

Abseits hinter den Häusern auf einem freien Platz war ein Trupp Weiber versammelt und tanzte. Als sie mich zu Gesicht bekamen, stoben sie auseinander. Erst auf Zureden eines Mannes kamen sie schüchtern zurück und setzten ihren Tanz fort. Ein Weib, das in der Mitte tanzte, hatte sich einen ganzen Ballen Zeug um den Leib gewickelt und einen kurzen Netzanzug, der ihr bis zu den Hüften reichte, über den Kopf gezogen. Das Gesicht war nicht zu sehen, da der Anzug keine Öffnung hatte. Auf den Kopf hatte sie eine Maske aufgebunden. Beim Tanzen klatschte sie singend in die Hände, was die im großen Kreise herumhüpfenden Weiber nachmachten. Da ich das übliche Geschenk nicht bei mir hatte, zog ich mein Taschentuch aus der Tasche und schenkte es der Vortänzerin, worüber die Weiber in lauten Jubel ausbrachen. Eine alte Frau mit einer großen gewebten Umhängetasche, die zwei 6 bis 8 Jahre alte Knaben an der Hand führte, ging laut weinend durch das Dorf; die Tränen flossen ihr in Strömen nieder. Sie ging in das Trauerhaus, wo zehn alte Klageweiber saßen, den Körper mit Schmutz beschmiert, den Kopf mit Asche bestreut, und den Verstorbenen beweinten.

Einen anderen Fall von Totentrauer habe ich einmal in Nsanagrati beobachtet. Eines Tages kam ein Arbeiter zu mir und bat mich weinend, nach Hause gehen zu dürfen, seine Mutter sei gestorben. Nach drei Tagen kam er zurück, aber schon nach etwa einer Woche meldete er sich wieder mit der Bitte um Urlaub, da seine Mutter schwer krank sei. „Es ist doch erst eine Woche her, daß deine Mutter gestorben ist,“ sagte ich zu ihm. „Ja,“ sagte er, „diesmal ist es eine andere Mutter.“ Ich hielt das damals für eine Lüge und befahl ihm, an seine Arbeit zu gehen. Später erfuhr ich dann, daß es sich nicht um seine richtige Mutter, sondern um eine Schwester derselben handelte, die der Schwarze auch Mutter nennt. Kaum hatte ich ihn fortgeschickt, da kam ein zweiter Bote mit der Trauerkunde, die „Mutter“ sei bereits gestorben. Nun ließ ich den Arbeiter gehen, und da ich selbst seit mehreren Tagen kein Fleisch mehr hatte und hoffte, in seinem Dorf wenigstens ein Huhn zur Suppe kaufen zu können, so setzte ich mich ins Boot und fuhr ihm nach.

In der Nähe des Dorfes hörte ich schon Flintenschüsse, Trommelschlag und wildes Ge-

schrei. Im Dorfe selbst saßen einige Mädchen unter einem großen Baum und fädelten Perlen auf, andere nähten Zeug usw. Kurz vor dem Sterbehaue saß der Häuptling und trank mit seinen Großen Palmwein. Im Sterbehaue lag auf der Erde mit dem Kopfe nach der Tür eine in europäische Decken gehüllte Frauenleiche. Das Gesicht war unbedeckt und die Füße lagen in einer europäischen Blechschüssel. Außer anderen Frauen, die im Hause waren, saßen rings um die Leiche mehrere alte Klageweiber und kauten heulend an einer weißen Wurzel. Bei meinem Eintritt verdoppelte sich das Heulen. Ein Klageweib zeigte nach ihrem Schoß und dann nach einem neugeborenen Kinde, das auf einer Matte auf einer Lehmbank lag und wimmerte. Meinem Arbeiter rollten große Tränen aus den Augen; er warf sich auf die Erde und wälzte sich heulend vor der Tür des Trauerhauses im Staub. Da ich keine Zeit hatte, konnte ich nicht länger bleiben, sondern kehrte mit drei Hühnern, die mir der Häuptling gegen ein reichliches Gegengeschenk geschenkt hatte, nach Hause zurück. Nach zwei Tagen kam auch der Arbeiter wieder und brachte mir zwei Hühner mit.

Wenn ein Häuptling gestorben ist, so wird zwei Tage nach seiner Beerdigung von den Großen des Dorfes beschlossen, einen Sklaven zu schlachten. Das geschieht heimlich. Der Sklave wird ergriffen, getötet und sein Blut über das Grab gegossen. Die Leiche wird nicht beerdigt, sondern in den Busch geworfen. Auch früher sollen sie den Sklaven nicht gegessen, sondern nur in den Busch geworfen haben. Der Kopf des Sklaven wird gereinigt und aufbewahrt. Man will durch das Opfer den Häuptling dafür entschädigen, daß alle seine Weiber auf der Erde zurückbleiben. Auf die Frage, wie denn der Sklave zum Häuptling komme, hieß es, sein Schatten komme zu ihm.

Nach einem Jahre wird zum Andenken an den letztverstorbenen Häuptling ein großes Fest veranstaltet, zu dem wieder viele Einladungen erlassen werden. Ebenso wird auch das Andenken der anderen Verstorbenen gefeiert. Bei diesen Erinnerungsfesten wird beim Trinken stets zunächst etwas von dem Getränk auf den Boden gegossen und dann erst getrunken.

Alte Leute sterben von selbst; jüngere aber nur, wenn Medizin gegen sie gemacht wird. Wer gegen einen andern einen Groll hat und ihn umbringen will, nimmt von der Medizin, die er in seinem Bauch hat, im geheimen mit den Fingerspitzen etwas und wirft es auf seinen Feind. Der wird dann krank und stirbt.

Stirbt jemand und hat weder Perlenschmuck an seinem Körper, noch Tätowierung an den Schläfen, so sagen die Verstorbenen zu ihm: „Du hast weder Perlen an deinen Händen und Füßen, noch Zeichen an deinem Kopfe, womit willst du bezahlen?“ Dann wird er von dem Ort der Guten vertrieben. (Dies erzählte mir ein Schwarzer im Gespräch, ohne daß ich ihn danach gefragt hatte.) Der Ort der Guten heißt Etok barem, der der Bösen Mingko omam oder Barem babuwawe. Beide liegen unter der Erde, der letztere ist sehr weit entfernt und voll von Schlangen. Die ganz Guten kommen zu Gott und Gott wohnt oben. Sie bleiben immer bei Gott und kommen nicht wieder zurück. Auf die Frage, welches die ganz Guten wären, wurde mir erwidert: diejenigen, welche auf Erden Gutes getan oder auch gute und starke Medizin gehabt haben.

Der Verstorbene geht erst nach zwei Tagen an den Ort der Guten; wird er dort als schlecht befunden, so schafft man ihn weiter fort an den Ort der Bösen. Die Seele (*deggendi*) sieht aus, wie der Mensch bei Lebzeiten ausgesehen hat, kann aber nicht geradeaus sehen, sondern schießt. Der Schatten des Menschen heißt *befunge*; stirbt er, so ist der Schatten weg. Der Schatten eines anderen Gegenstandes heißt *mindie*.

Im Traum kann man mitunter sehen, wie es unter der Erde zugeht. Ein alter Mediziner setzt sich hin und sieht lange auf eine Stelle, bis es ihm dunkel vor den Augen wird und er alles sieht, was unter der Erde ist. In Etock barem (d. h. Land der Verstorbenen) sieht es ebenso aus wie auf der Erde, die Verstorbenen sehen aus wie lebende Menschen. Das Leben im Jenseits ist dasselbe wie hier; die Häuptlinge haben dieselben Rechte. Wie es den

Bösen geht, kann man nicht sehen, denn sie sind zu weit entfernt. Einen solchen bösen Geist haben nur einzelne Menschen.

Manche Verstorbenen kommen wieder zurück und werden dann ab und zu im Walde gesehen. Eine solche Erscheinung wird Gumanem genannt. Gumanem ist ein aus der Erde Hervorgegangener oder Auferstandener. Mein Gewährsmann nahm ein kleines Stückchen Holz und sagte: „Es ist nicht so, als wenn jemand schläft, aufwacht und aufsteht, sondern (indem er das Hölzchen auf die Erde legte und das eine Ende in die Höhe hob) als wenn das Gras aus der Erde hervorkommt.“ Gumanem geht des Nachts und an schattigen Tagen umher und sucht sich seine Nahrung. Wird es heiß, so verkriecht er sich in ein Loch, sonst wohnt er in seinem Grabe. Nach einer anderen Aussage ist Gumanem ein sehr gefürchteter Geist. Wenn jemand stirbt, der ihn im Leibe hat, so kommt er aus dem Grabe heraus und wird nachts und an trüben Tagen gesehen. Er hat nur Knochen und ganz ausgetrocknete Haut.

Die Verstorbenen kommen dadurch wieder auf die Erde, daß sie wiedergeboren werden. Wenn sich also eine Frau ein Kind wünscht, geht sie zum Mediziner. Dieser macht Medizin, sieht lange in die Erde und spricht mit dem Verstorbenen. Dieser sendet dann ein Kind in den Leib der Frau. Der Verstorbene, der schon lange tot ist, wird wieder zum Kinde. Oder sie betet zu dem Verstorbenen: *Män ngore mongkon*, nimm meine Regel und gib mir ein Kind.

Wird ein Familienmitglied krank, so kommen die Anverwandten und Freunde im Palaverhaus zusammen und suchen Hilfe bei den Verstorbenen, indem sie ihnen ihr Anliegen vortragen und ein Opfer bringen. Die Opfer bestehen nur aus kleinen Gaben, Pflanzen, Fufu, Fleisch, Palmwein. Es wird auch wohl einem Huhn oder einer Ente eine Zehe abgehackt und das wenige herausfließende Blut geopfert; denn die Verstorbenen genießen das Blut. Oder man zieht einen Faden aus einem Stück Zeug heraus, der dann ebensoviel gilt wie das ganze Zeug. Etwas Wasser wird auf die Erde gegossen und mit dem Zeigefinger verrührt; von dem Schmutz streicht man etwas auf die Magengrube. Ist jemand außerhalb des Dorfes auf Arbeit und kränklich, so schickt man ihm diese Medizin, damit er sich auch seine Magengrube bestreicht und so vor Krankheit geschützt wird. Oder man röstet ein paar Pflanzen, zerquetscht sie mit Palmöl, tut ein Stückchen Fleisch dazu, verreibt es mit Erde und schmiert etwas davon auf die Brust, indem man das oben S. 42 angeführte Gebet spricht.

Wenn die Krankheit andauert, so bestreut man das Haupt mit Asche und bestreicht den Körper mit Schmutz. Dem Verstorbenen wird Fufu mit Palmöl an sein Grab gebracht und etwas davon aufs Grab gelegt. Man ruft den Namen des Toten und bittet ihn, den Kranken gesund zu machen, man habe ihm gutes Essen gebracht. Nach einigen Tagen ist dann die Krankheit vorbei.

Die den Toten dargebrachten Opfer werden auf die Erde gelegt. Sie werden von den Hühnern und Enten verzehrt; die Hunde dürfen sie nicht fressen. Wird das Opfer einer Jagd wegen gebracht, so legt man die Flinte daneben und reibt etwas Erde an die Flinte und an die Brust. Denn die Tiere des Waldes sind das Eigentum der Verstorbenen. Wird ihnen ein Opfer gebracht, so geben sie Glück zur Jagd.

Die Krankheiten werden nicht nur durch böse, sondern auch durch gute Verstorbene geschickt, wenn sie beleidigt werden. Dann müssen sie durch Opfer versöhnt werden.

Außer daß man opfert, stellt man bei Krankheiten auch eine Götzenfigur an einem Kreuzwege auf und bestreut sie mit gelbem Pulver (von Gelbholz). Der Götze bleibt so lange stehen, bis der Kranke gesund ist, falls er nicht inzwischen stirbt.

In den letzten Jahren nach dem Aufstande von 1904 haben einzelne Dörfer zum Schutz gegen Krankheit und damit die Feldfrüchte gut geraten, an den Dorfeingängen zwei Stangen — an jeder Seite des Weges eine — errichtet, die mit Lianen verbunden sind. In der Mitte über dem Wege hängt ein Bündel Feldfrüchte. Dies scheint den Ekoi nachgeahmt zu sein.

Hört man, daß irgendwo die Pocken (*tamara*) ausgebrochen sind, so kommen alle Leute zusammen, machen auf dem Wegeingang zum Dorfe kleine Löcher und legen Opfer, bestehend aus Speisen, in dieselben. Dann stoßen sie mit den Stöcken auf die Erde und rufen: „*egba, egba*“, d. h. bleibe da, komme nicht. Stirbt einer an Pocken, so wird er nicht beerdigt, sondern im Busch zwischen die Wurzelausläufer eines Baumwollbaums gelegt oder ins Wasser geworfen. Denn wenn er bestattet wird, so wird er als Kind wiedergeboren und die Krankheit kommt wieder. Auch sollen die Weiber, während ihre Männer im Hause sitzen bleiben, ihre Lendentücher ablegen und nackt tanzen, indem sie mit ihren Stöcken in kleine Löcher stoßen und *egba, egba* rufen.

Gegen Krankheit im allgemeinen schützt man sich durch Bestreichen mit Rotholzpulver. Bei Augenkrankheiten wird getrocknete Eierschale mit Palmöl verrieben und damit Ringe um die Augen gemalt. Diese Bemalung sieht man auch oft bei Jujutänzen. Bei Kopfschmerzen wird der Kopf mit Fingern und Handballen geknetet. Zuweilen läßt man sich auch vor dem Schlafengehen den ganzen Körper massieren, ohne krank zu sein. Als ich einmal in Ossing übernachtete, wohnte ich einer solchen Massage bei. Da es ein sehr schöner mond heller Abend war, ging ich im Dorfe auf und ab und traf einen Mann, den ich schon seit Jahren kannte, vor seinem Hause sitzend und seine Pfeife rauchend. Ich setzte mich zu ihm, und während der Unterhaltung kamen seine zwei jungen Frauen, jede mit einem Napf Palmöl. Während wir unser Gespräch weiter führten, streckte er sich auf einer Matte lang aus und die Frauen massierten ihn. Die eine knetete ihn vom Kopf bis zu den Hüften, die andere von den Hüften bis zu den Füßen. Auch die Fußsohlen wurden eingerieben. Auf meine Frage antwortete er, das sei gut für die Haut und den Körper.

Ein Mädchen hatte auf der linken Hüfte eine Geschwulst. Um diese zu operieren, wurde sie vor dem Hause hingelegt, zwei Männer hielten ihre Füße, zwei andere traten auf ihre Hände. Ein Weib durchstach die Geschwulst unter der Haut mit einem spitzen Pflock und zog eine Bastschnur hindurch, deren Enden sie zusammenknüpfte, so daß ein Ring entstand. Das tat sie, wie sie mir sagte, damit der Eiter besser abfließe.

Durch Hautabschürfungen und kleine Bißwunden entstehen bei der großen Hitze und infolge von Vernachlässigung die gräßlichsten Geschwüre. Zum Heilen der Wunden werden Kräuter gerieben und die saftige Masse aufgelegt und mit Bast verbunden. Die meisten Leute sind fußkrank, weil sie barfuß laufen und sich wenig in acht nehmen. Gegen Sandflöhe schützen sie sich, indem sie die Füße mit Palmöl einreiben. Bei rheumatischen Schmerzen wird die Hautstelle von einer Frau mit einem kleinen Messer geritzt und Blättersaft eingerieben. Auch wird vielfach die Stelle abgebunden.

Wenn sich jemand einen Arm ausgerenkt hat, so wird ein kopfgroßer Ring aus einer grünen Rute zusammengebunden und über den Arm gestreift, als Zeichen, daß derselbe verrenkt ist. Der Arm wird dann von einem sachkundigen Manne wieder eingerenkt.

Einmal habe ich die Behandlung einer Gonorrhoe gesehen. Ein Arbeiter machte dem Kranken eine große Kalebasse Medizin zurecht. Diese bestand aus einer Handvoll Blätter, die auch als Spinat gebraucht werden, die er mit warmem Wasser solange mit den Händen durchknetete, bis das Wasser schleimig wurde. Dazu fügte er ein wenig Salz. Nun stellte der Kranke sich auf zwei flache Steine und trank in hockender Stellung die ganze Medizin aus. Von da an bekam er jeden Tag heißen Palmwein zu trinken.

Wenn sie Fieber haben, legen sie sich mit dem Gesicht direkt ans Feuer, und bei jeder Krankheit, was es auch sein mag, gehen sie an einem langen Stock.

Oft wendet man sich bei Krankheiten oder anderen Angelegenheiten an den Medizinmann, um das Orakel befragen zu lassen. Der Medizinmann hat dazu zwei Hölzer und mehrere kleine Steine, die er angeblich von den Verstorbenen erhalten hat. Er setzt sich nun auf die Erde, zieht mit dem Finger einen Kreis, steckt die beiden Hölzchen in den Kreis und legt die Steine

rund herum. Zu den beiden Hölzchen fängt er an zu sprechen, aber niemand versteht es außer den Verstorbenen. Dann teilt er den Fragern mit, was die Verstorbenen ihm gesagt hätten und was sie tun müßten. Die erforderliche Medizin (*enoba* genannt) erhält er auch von den Verstorbenen.

Natürlich läßt sich der Mediziner für seine Mühe bezahlen; die Preise sind verschieden: für Krankheiten 4 bis 5 Brassrod, für Diebstahl 1 bis 10 Brassrod, wobei der Preis vom Werte des Objekts abhängt. Wenn ein Weib fragen läßt, ob sie ein Kind haben wird, so kostet es 3 Faden Zeug.

Der Mediziner macht auch Amulette, z. B. gegen Schlangenbiß einen Ring aus Kupferdraht, an Arm oder Fuß zu tragen, oder eine in Leguanhaut eingenähte Medizin (*njdjo*) am Halsband. Geht ein schwangeres Weib nach einem anderen Dorfe, so trägt sie in der Hand ein Stückchen Holz mit Medizin darauf, die mit dünnen Lianen umwickelt ist. Trifft sie dann einen fremden Mann, so kann er ihr keinen Schaden tun. Diese Medizin heißt *ewasi*.

Wenn es nicht regnen will, so geht der Mediziner in den Busch, schlägt vier Palmen um, ißt gut und trinkt Palmwein. Inzwischen machen die Leute Fischmedizin, gehen fischen und bringen ihm die gefangenen Fische ins Haus. Dann kommt der Regen ganz bestimmt. Aber mitunter bleibt er doch aus. Dann trinkt der Mediziner wieder viel Palmwein und pißt auf die Erde. Das soll dann unfehlbar helfen.

Im Dorf Kepelle waren einmal des Nachts Ziegen gestohlen oder vom Leoparden geholt worden. Da ließen sie den Mediziner aus Feintschlag kommen. Die Leute mußten zusammentreten, und die Medizin traf einen Mann. Der Mediziner hängte ihn auf und öffnete ihm den Leib, aber der Leopard, den er in sich haben sollte, wurde nicht gefunden. Darauf traf die Medizin einen Bruder des Gehängten, und dann, da auch bei diesem nichts gefunden wurde, einen anderen Bruder desselben. Auch dieser hatte keinen Leoparden im Leib. Schließlich wurde noch ein vierter Bruder getroffen, der sich zufällig nicht im Dorfe befand. Dieser war aber nicht so dumm sich zu stellen, sondern zeigte die Sache auf der Station an.

Die Leichenöffnung wird folgendermaßen gemacht: der Bauch des Gehängten wird beim Nabel quer durchschnitten, die Rippen beiderseits durchgehauen und die so entstandene Klappe der Leiche über das Gesicht geklappt, um das Innere untersuchen zu können.

Um einen Schuldigen herauszufinden, wird das Gottesurteil des Giftranks angewendet. Man kocht dazu braune Früchte ab, die fast das Aussehen einer kleinen Kastanie haben, und gibt die Abkochung dem Angeschuldigten zu trinken. Bricht er das Wasser aus, so ist er unschuldig, sonst stirbt er an dem Gift. Statt der Früchte verwendet man auch eine Baumrinde.

In Nsanakang war einem Arbeiter ein Stück Zeug gestohlen worden. Ein anderer Arbeiter gab vor, sich auf die Medizin zu verstehen und machte sich sofort daran, den Dieb ausfindig zu machen. Alle Arbeiter mußten sich in einen Kreis stellen. Der Mediziner legte auf eine Stelle ein Häufchen Holzkohlen, auf eine andere Baumrinde, auf mehrere andere kleine Wurzeln. Eine Flasche Rum, die ihm der Bestohlene geben mußte, stand daneben. Zunächst nahm er aus der Flasche einen kräftigen Zug, dann begoß er ein jedes Häufchen mit Rum, stellte die Flasche hin, nahm eine kleine Wurzel, bückte sich und schloß die Augen. Nun schob er mit zitterndem Arm die Wurzel vor sich her, von einem Häufchen zum andern, bis er auf einen der Arbeiter traf. Dieser aber beteuerte seine Unschuld, und die Sache endete damit, daß der Mediziner eine Tracht Prügel erhielt.

Um einen Dieb zu entdecken, verfährt man auch so, daß man dem Verdächtigen siedendes Palmöl in die linke Hand gießt. Verbrennt diese nicht, so gießt man es ihm auch in die rechte. Verbrennt auch diese nicht, so hatte er Gegenmittel. Er wird dann für schuldig erklärt, durchgeprügelt und muß den Schaden ersetzen.

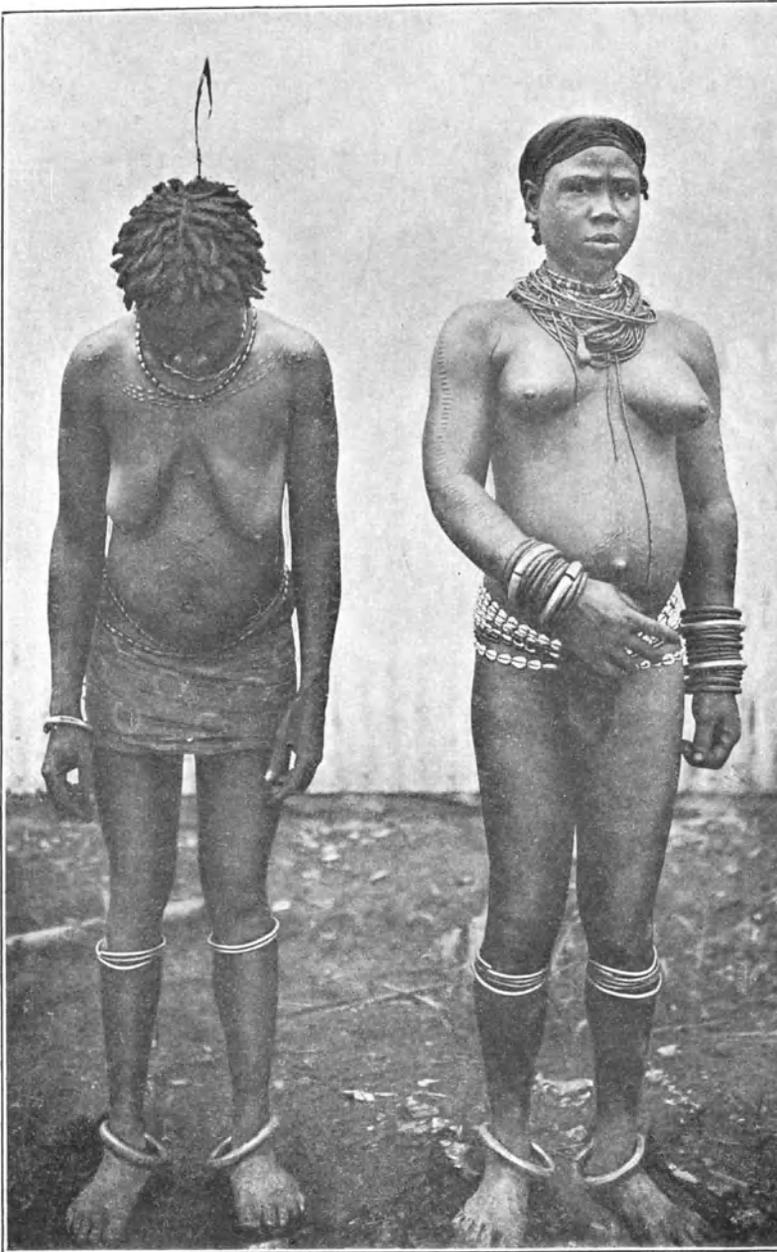


Fig. 56. Mbogondem-Weiber aus Ossing.

Bei wiederholtem Diebstahl wird angeblich dem Betroffenen der Zeigefinger der rechten Hand abgehauen. Aber obgleich die Banjangi genug stehlen, habe ich doch keinen ohne rechten Zeigefinger gesehen.

Die Medizinmänner lehren ihren Söhnen die Zubereitung der Medizin, die im übrigen geheim gehalten wird.

Es gibt auch eine besondere Klasse von Medizinfrauen, die sogenannten Mbogondem-Weiber, die allgemein geachtet und verehrt werden. Der Name wird verschieden ausgesprochen; viele sagen Bogonem oder Mbogonem, auch Ngomandem kommt vor. Ich habe auch Mboandem gehört, wie Dr. Mansfeld schreibt, aber nur selten (Fig. 56).

Sie bilden eine besondere Kaste mit einer besonderen Geheimsprache, die nur von den Mbogondem-Weibern verstanden wird. Der Gebrauch der Muttersprache wird vermieden, bis sie drei Kinder geboren hat. Sie werden schon als Kinder von ihren Müttern in die Geheimnisse des Bundes eingeführt und lernen vor

allem tanzen. Wenn sie größer werden, werden ihnen Einschnitte an den Beingelenken gemacht und eine Medizin in dieselben eingerieben, damit sie gut tanzen können. Die Medizin besteht aus Blättern und Wurzeln, die geheim gehalten werden, und aus Habichtfleisch.

Sollen neue Mitglieder in die Kaste aufgenommen werden, so begibt sich eine der Medizinfrauen in ein Haus, wo schon ein großes Feuer brennt. Sie nimmt eine Handvoll Pfeffer (*baja*) und wirft sie ins Feuer. Niest sie nicht, so ist das ein Zeichen, daß die aufzunehmende Kandidatin der Aufnahme nicht würdig ist. Dieselbe muß zurücktreten und es kommt eine andere an die Reihe. Übt diesmal der Pfeffer seine Wirkung, so wird das neue Mitglied von den Umstehenden mit Jubel begrüßt und muß viel bezahlen.

Es werden auch Männer aufgenommen, sie haben aber nicht viel zu sagen und sind nur beim Anziehen des Jujugewandes sowie beim Bemalen des Gesichts behilflich.

Mit Hilfe eines mir bekannten Mannes war es mir gelungen, zwei Mbogondem-Weiber zu photographieren (Fig. 56). Als ich die eine bei der Aufnahme am Kopf berührte, zuckte sie zusammen. Da erzählte mir der Mann, sie habe Medizin unter dem Kinn, daher dürfe man sie nicht

anfassen, sonst müsse sie sterben. Darauf faßte er sie an der Hand und fragte sie etwas, worauf sie ihm mit einem langgedehnten miauenden Ton antwortete. Die Medizin soll aus Blättern bestehen und wird der Frau unter das Kinn gerieben. Nur ein Miteingeweihter darf sie dann anfassen; tut es ein gewöhnlicher Mensch, so stirbt sie, falls nicht ein Eingeweihter ihre rechte Hand erfaßt und mit seinem Daumennagel solange auf dem ihrigen reibt, bis sie den erwähnten leisen, hochklingenden Katzenton von sich gibt.

In Tinto war einmal eine junge Mbogondem-Frau nach einem anderen Dorfe entlaufen zu einem Manne, den sie lieben mochte. Nahe vor dem Dorfe von ihren Verfolgern eingeholt, wurde sie in der Hast von unwürdigen Händen berührt und sofort war sie tot! Sechs stramme Kerle haben sie den ziemlich stark ansteigenden Weg abwechselnd auf dem Rücken geschleppt bis nach Tinto. Sie selber ließ den Kopf nach einer Seite hängen wie eine Tote. In Tinto angekommen wurde sie in ein Haus getragen und lag nun da, angeblich mehrere Tage, ohne zu essen und zu trinken. Dann kam der Medizinmann, faßte ihre Hand und rieb seinen Daumennagel auf dem ihrigen, und so wurde sie wieder lebendig. Das letzte hat man mir nur erzählt.

Wird eine Mbogondem-Frau geheiratet, so muß der Mann sieben Sklaven und an jeden Anverwandten ein Stück Zeug zahlen. Eine solche Frau können sich daher nur Begüterte leisten.

Wird irgendwo ein großes Fest gefeiert, zu dem auch die umliegenden Dörfer eingeladen werden, so dürfen auch die Mbogondem-Weiber nicht fehlen, um das Fest durch ihren Tanz zu verschönern. Dazu werden sie von eingeweihten Männern auf den Schultern hingetragen, Auch wenn ein Häuptling eine solche Frau heiratet, werden sie so zur Hochzeit getragen.

Bei Gewitter gehen die Mbogondem-Frauen vors Haus und stellen sich tot. Sind mehrere solche Frauen in einem Dorf, so gibt eine den vorhin erwähnten hohen Ton von sich, worauf die anderen im Chorus ebenso antworten. Das soll das Gewitter vertreiben. Ist das Gewitter vorüber, so kommt der Medizinmann und erweckt sie durch Reiben mit dem Daumennagel wieder zum Leben.

Auf dem Grabe einer Mbogondem-Frau errichtet man eine Frauenfigur aus Lehm in sitzender Stellung mit Perlenschmuck um Hals, Arm und Beine und den üblichen Federn am Kopfe. Darüber wird ein kleines Häuschen gebaut. Die vor undenklicher Zeit verstorbenen Medizinfrauen bilden die Gottheit Bogonemandem oder Mbogonemandem. Wenn jemand sich bedrückt fühlt, so betet er nicht zu Eburukwabi, der alles gemacht hat, sondern zu Mandem (vgl. oben S. 41 f.).

Die Banjangi glauben, alles Mögliche im Leibe zu haben: Elefanten, Leoparden, Antilopen, alle möglichen Vögel, Krokodile, Schildkröten, Schlangen, Fische, ja sogar Pflanzen. Trotzdem wird alles Erwähnte gegessen, nur Eier nicht, denn davon könnten Vögel im Leibe entstehen. Bei langwierigen Krankheiten glauben sie entweder behext zu sein oder jemand hat sein Tier auf den Erkrankten losgelassen. Viele sollen selber wissen, was sie im Leibe haben.

Ist ein Tier geschossen worden und in den folgenden Tagen stirbt jemand, so war es dessen Tier. Wenn ein Mann im Busch von einem Elefanten oder Leoparden getötet wird, so hat ein anderer das betreffende Tier aus seinem Leibe gegen den Getöteten losgelassen. Dann geht dessen Vater oder Bruder zum Medizinmann, und dieser läßt alle Leute im Dorfe zusammenkommen. Die Leute zittern vor Angst, denn die Medizin kann einen jeden treffen. Der Medizinmann fragt seine Medizin und diese nennt ihm den Übeltäter. Dem hilft kein Sträuben oder Beteuern seiner Unschuld, er wird aufgehängt und der Leib aufgeschlitzt, um das betreffende Tier zu suchen. Hat er es nicht, so kommt sein Bruder oder die ganze Familie der Reihe nach heran (vgl. oben S. 47).

Einen Schwarzen, der mir beteuerte, er habe selbst den Leoparden im Leibe eines Mannes gesehen, fragte ich, wie der Leopard denn ausgesehen und wo er gegessen habe. Darauf er-

zählte er mir, in der Lunge sei eine Stelle ganz voll schwarzer Punkte gewesen. Das war der Leopard.

Stirbt jemand bei Sturm oder Gewitter, so hat er auch dieses in seinem Leibe gehabt; in der Sterbestunde fährt alles aus seinem Körper heraus. Wütet der Sturm sehr arg und entwirzelt große Bäume, so hatte der Verstorbene einen ganz bösen Geist (ein Tier) in sich. Dann wird von den Verwandten nur ein bis drei Tage oder höchstens eine Woche um ihn getrauert, von der Dorfgemeinde aber gar nicht.

Auch ein böser Häuptling kann Sturm, Blitz und Donner (*defang*) erzeugen; Gott ist gut und macht weder Sturm noch Gewitter. Auch böse Weiber können Donner erzeugen. Wenn also irgendwo der Blitz einschlägt, so wird dem Häuptling schuld gegeben. Als einmal in Tinto bei dem klarsten Himmel der Fluß aus den Ufern trat, sollte mein Boy gesagt haben, das Hochwasser habe der Häuptling Ajuk Otang gemacht, der sich darüber bei mir beklagte.

Wenn weiße Reiher (Kuhreiher, die sich ständig bei den Kühen aufhalten) dauernd auf einer gewissen Farm leben, so hat sie die Frau im Leibe, der die Farm gehört.

Eine schwangere Frau darf kein Schweinefleisch essen, weil das Schwein keine gute Zunge hat und das Kind schlecht sprechen würde. Ebenso wenig darf sie fleckig gewordene Pflanzen essen, sonst würde das Kind eine scheckige Hautfarbe bekommen. Die Geburt von Albinos (*kipupu*) aber wird auf Gott zurückgeführt.

Ein vom Blitz erschlagenes Tier wird nicht gegessen, aus Furcht, der Blitz könnte sie alle töten. Hat der Blitz irgendwo eingeschlagen, so mischt der Mediziner an der betr. Stelle etwas Erde mit Wasser, und die Leute bestreichen sich des Morgens damit; so sind sie sicher gegen Blitzschlag.

Gewisse große Affen (*njkü*) werden als Dämonen angesehen. Beherrzte Männer lassen sich dadurch nicht abhalten, sie zu schießen. Von einem andern großen Affen (*ssongä*) ohne Schwanz und mit einem Bart glaubt man, daß er auch schießen und mit dem Haumesser Holz hauen könne. Er hat auch einen Sklaven, der ihm nachfolgt und für ihn arbeiten muß. Wenn ein Jäger ihn schlecht trifft, so geht der angeschossene Affe auf ihn los, reißt ihm das Haumesser aus der Hand und erschlägt ihn damit.

Trifft man ein Chamäleon, so reißt man schnell einen Zweig ab und bedeckt es damit. Oder wenn das Chamäleon quer über den Weg geht, so wendet man sich schnell ab und wartet, bis es vorüber ist. Dann läuft man schnell über die Stelle weg, reißt einen Zweig ab und bedeckt es. Wird es nun von einem anderen Chamäleon gefragt, ob es jemand getroffen habe, so antwortet es: Ja, aber ich habe niemand erkannt, denn sie haben mich bedeckt. Hat man aber versäumt es zu bedecken, so erzählt es, wem es begegnet sei, und der muß sterben.

Der Schwarze ist Dichter und Tonkünstler in einer Person. Jede Begebenheit wird besungen. Ein auf dem Acker sitzender Junge, der die Vögel aus dem Reisfelde verscheuchen soll, singt etwa: „Ich muß hier den ganzen Tag in der Reisfarm sitzen und auf die Vögel aufpassen, daß sie den Reis nicht fressen. Ich habe Hunger, und meine Mutter hat viel zu essen; aber ich darf nicht nach Hause, bis meine Zeit um ist, dann kommt ein anderer Junge an meine Stelle.“ Oder ein anderer, dem man den Urlaub verweigert hat, singt: „Meine Mutter ist gestorben, und mein Herr läßt mich nicht gehen, ich muß hier arbeiten.“ Bei einem Tanz in einer Vollmondnacht hörte ich singen: „Der weiße Mann ist ins Land gekommen, um ein Buch zu machen. Die Soldaten kommen, um die Leute totzuschlagen. Balundu-Leute verstehen zu arbeiten. Der Weiße nimmt die Männer zur Arbeit, und kleine Jungen schlafen bei unseren Frauen. Es dauert nicht lange, so sterben wir aus.“

Bei der Arbeit besingen sie meistens ihren Herrn, der ihnen wenig zu essen gebe und sie viel arbeiten lasse usw. Dabei singt einer vor und die andern wiederholen die Worte im Chor. Auf einer Kanufahrt sangen sie fast den ganzen Weg über: Vorsänger: Hoihoo! Chor: Karambaba. Was das bedeutet, konnte ich nicht erfahren.

Das Hauptmusikinstrument ist die Trommel (*enok*), von



Fig. 57. Musikkapelle in Bissonowang.

der es mehrere Arten gibt. Die Holztrommel ist im Gegensatz zu den anderen Stämmen sehr klein und kommt wenig in Verwendung. Die Felltrommeln sind fast ständig in Gebrauch. Eine andere Art Trommel, die das Aussehen eines Götzen hat, hat auf dem Kopfe Fellbezug. Damit es besser schallt, werden mehrere Plantenstämme ungefähr 1 m lang abgehauen, im Quadrat kreuzweise aufgestapelt und die Trommel daraufgestellt.

Die Trommel dient auch, um Mitteilungen in die Ferne zu machen. Einmal war ich in einem Dorf, um Träger zu holen, die Leute waren aber alle auf dem Felde. Da nahm der Häuptling eine kleine Trommel von der Wand, ging durch das Dorf, die Trommel unter dem Arm haltend, und trommelte drei sanfte Schläge, auf die zwei kräftige folgten. Im Nu waren die Leute zur Stelle.

Dann folgt ein Saiteninstrument (*tong*), das sieben Saiten hat und gezupft wird (Fig. 81). Es wird hauptsächlich bei kleinen Tanzfesten gebraucht und auch auf Reisen mitgenommen. Es hat eine bestimmte Stimmung, und es dauert ziemlich lange, wenn die Saiten locker geworden sind, bis das Instrument richtig gestimmt ist. Ich habe einmal einen Spieler dabei beobachtet, wie er herumprobierte: das eine Mal war es zu hoch, dann wieder zu tief, jedesmal schüttelte er mit dem Kopfe. Endlich, als er den richtigen Ton hatte, sperrte er still lächelnd den Mund weit auf und streckte, vor Freude kopfnickend, die Zunge heraus.

Ein anderes Instrument ist ähnlich einer Schachtel in verschiedenen Formen und mit ein-gebrannten Ornamenten, auf der sieben Zungen aus gespaltenem Rohr befestigt sind. Es heißt *dekeng*. Es wird in beiden Händen gehalten und mit dem Daumen gezupft und dient oft zu stundenlangem Zeitvertreib im Hause sowie während des Gehens auf dem Wege (Fig. 82).

Die Tänze der Banjangi unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der umwohnenden Stämme. In hellen Mondnächten, wo immer getanzt wird, treten sie zusammen in einen Kreis. In der Mitte steht das Orchester. Ein bis zwei Mann – je nach der Größe der Trommel – schlagen die Holztrommel, ein dritter sitzt auf einer konisch gearbeiteten Trommel mit Lederbezug auf dem breiteren Ende, der mit Schnüren und Keilen straff gezogen wird. Beim Spielen schlägt er sie mehrmals mit den Händen und einmal dazwischen mit den Füßen. Ein vierter hat eine ca. 40 cm lange Trommel, ebenfalls mit Fellbezug, die nur mit beiden Händen geschlagen wird. Ein fünfter schlägt einen Gong, ein sechster schüttelt eine große, mit Bastfransen verzierte Rassel. Die Tänzer, die sich fast alle mit Ruß, der mit dem Saft gewisser Blätter oder Früchte angerührt wird, Gesicht und Körper bemalt haben, bewegen sich im Kreise herum, indem sie die Füße seitwärts hin- und herschleifen. In der Hand halten sie



Fig. 58. Mann mit Maske aus Ossing.

einen Stock oder ein Haumesser. Einer nach dem andern läuft quer durch den Kreis auf einen anderen Tänzer, der ihm entgegenkommt, zu, und beide begrüßen sich mit einem tiefen Knix und einem lauten he! worauf die übrigen Tänzer lachen und gleichfalls mit he antworten.

Bei einem andern Tanz, der mit den Füßen in gleicher Weise ausgeführt wird, halten die Tänzer die Arme wagrecht, die Hände nach innen gekehrt, und vollführen mit den Ellenbogen eine schwebende Bewegung, worauf die ganze Brustmuskulatur, der Rücken und das Gesäß in Bewegung geraten. Dieser Tanz, bei dem mit den Lippen geschmalzt wird, wie beim Küssen, dauert eine Viertelstunde, zuweilen noch länger.

Ein unsittlicher Tanz heißt Fiederri. Der Tänzer schreitet während des Tanzes über den Kreis auf seinen Partner zu, der ihm entgegenkommt; beide umarmen sich und stoßen mit dem Unterleib oder besser gesagt, mit den Geschlechtsteilen gegeneinander. So geht es abwechselnd weiter, während die Tänzer fortwährend fiederri singen. Dieser Tanz wird von beiden Geschlechtern und Kindern zu gleicher Zeit oder nur von Männern oder nur von Frauen ausgeführt. In Bali habe ich denselben Tanz gesehen. Während es draußen regnete, saßen die Soldaten des Häuptlings im Palaverhause als Zuschauer und ihre Weiber tanzten vor ihnen.

Getanzt wird fast jeden Abend. Wenn auch kein besonderer Anlaß vorliegt, kommen die tanzlustigen Burschen im Palaverhaus zusammen, ihnen gesellen sich auch junge Mädchen zu, und die Musikkapelle nimmt ihren Platz in der für sie gebauten Nische ein. Bei Hochzeiten oder besonderen Begebenheiten, wie z. B. als der Häuptling Baj von Tale nach Verbüßung seiner Strafzeit aus Victoria zurückkam, tanzen auch

die Mbogondem-Weiber, die als besondere Künstlerinnen im Tanz gelten.

Bei der erwähnten Gelegenheit, der Heimkehr des Häuptlings von Tale, tanzten drei junge Mbogondem-Weiber. Hierzu waren Gäste aus allen umliegenden Dörfern, bis von Nguti her, eingeladen und gekommen. In Scharen kamen die Gäste, geschmückt mit vielen Perlenschnüren um Hals, Lenden, Arme und Beine und mit sauber geputzten Arm- und Beinringen aus Messing, die Männer mit schwarz bemaltem Leib und Gesicht, die Frauen die Unterschenkel mit Rotholzpulver, das Gesicht mit Gelbholzpulver bemalt, alle mit neuen Lendentüchern und Turakofederschmuck in den Haaren. Der Häuptling aber, der schon nachmittags seinen Gästen entgegengegangen war, war ganz europäisch gekleidet mit gelben Schnürstiefeln, Tropenhelm, Vorhemd mit Stehkragen und drei übereinandergebundenen Schlipsen, mit einem weißen Taschentuch in der Hand; ein Diener trug ihm einen Gummiregenrock nach. Er begrüßte seine Gäste mit einer Verbeugung, die er in Victoria gelernt hatte.

Um das Fest zu verschönern, bringt hier und da einer der Gäste eine aus Holz geschnittene Maske (*tiaku*) mit Netzanzug (*ischurako*) und Glocke (*karangka*) mit (Fig. 58). Der Netzanzug wird über den Kopf gestreift und die Maske aufgesetzt und festgebunden. Die Glocke wird über dem Gesäß befestigt und beim Tanz geschüttelt.

Bei den nächtlichen Tanzfestlichkeiten pflegen die Männer ihre Frauen untereinander auszutauschen, und die Jünglinge machen mit den Dorfschönheiten Bekanntschaft.

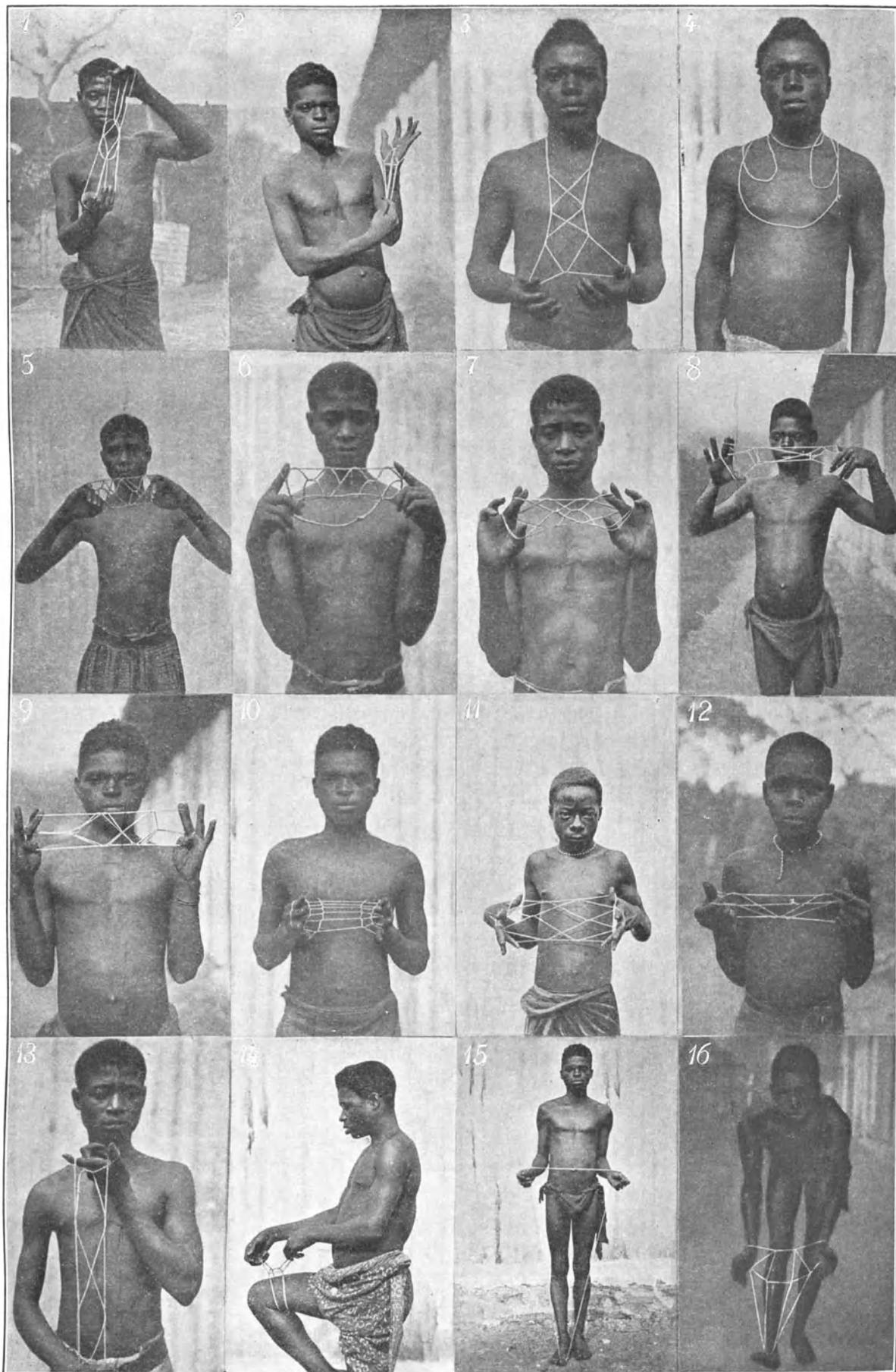
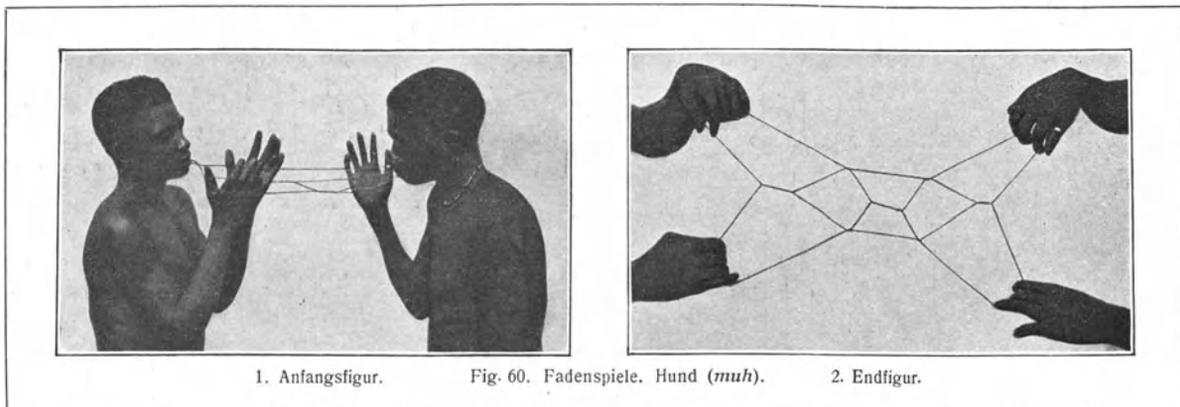


Fig. 59. Fadenspiele. 1. Weibliche Scham (*dekott*); 2. Hühneräfter (*nerengko*); 3. Leopard (*ngkwo*); 4. Fangnetz für Wild (*nku*); 5. desgleichen (*ässosämo*); 6. Affe (*essik*); 7. Sterne (*mambe*); 8. Bedeutung unbekannt; 9. Vater schmolit (*eta ebegne*); 10. Schildkröte (*newon*); 11. Kuhhaut (*nkoj pong*); 12. Hängebrücke (*birje*); 13. Totenkopfmaske (*eretsche baba*); 14. Abtritt (*egukibi*); 15. Bedeutung unbekannt, wahrscheinlich Anfang der folgenden Figur; 16. Erdhacke (*eno*).



Eine Puppe für das Mädchen und eine Peitsche für den Jungen wie bei uns kennt der Schwarze nicht. Kleine Kinder haben dieselbe Neigung, im Sande zu spielen, wie unsere Kleinen. Bei der Hausarbeit singt die Mutter den ganz Kleinen etwas vor und sie tanzen danach. Größere Jungen spielen mit Kreiseln oder vergnügen sich mit Ringen, Steine werfen usw. An Flüssen spielen sie gern im Wasser, namentlich in der Trockenzeit, wenn keine Strömung, das Wasser klar, und keine Krokodile zu fürchten sind. Schwimmen (*djiogen*) um die Wette nach einem ins Wasser geworfenen Stück Holz oder Tauchen (*djinomeni*) nach hineingeworfenen Steinen sind sehr beliebt. Geraten sie in Streit, so boxen sie und bearbeiten sich mit Fäusten und Köpfen. Ein Spielzeug besteht aus zwei durch eine Schnur verbundenen, mit kleinen Steinen gefüllten Kürbisschalen; die Schnur, die etwas länger ist als eine Handbreite, wird in der Hand gehalten und die Kürbisse abwechselnd über die Hand hin und hergeworfen, so daß sie klappern. Auch das Schnurspiel (Abnehmen) ist bekannt (Fig. 59, 60).

Sehr beliebt ist ein Hasardspiel mit Kaurimuscheln, die schnell aus einer Hand in die andere geworfen werden. Haben auf einer Faktorei arbeitende Leute z. B. Tabak als Lohn erhalten, so sitzen sie oft bis in die späte Nacht hinein, verspielen, gewinnen und verspielen wieder, bis alles fort ist. Die nächste Woche über hat der Verlierer dann keinen Tabak, um sich Essen kaufen zu können, und muß eine Anleihe bei dem Gewinner machen.

Ein anderes Spiel wird auf einem aus Lehm gemachten Block gespielt, auf welchem sich 13 Vertiefungen befinden. Das Spiel wird mit kleinen Steinen oder Palmkernen von Frauen und Mädchen gespielt. Der Lehmblock heißt *babogosche*.

Zwei Männer begrüßen sich, indem sie sich die rechte Hand reichen. Hat ein Mann eine ihm bekannte Frau lange nicht gesehen, so stellt er sich mit der linken Seite gegen ihre Brust und umarmt sie, während die Frau seine Hüften umfaßt. So begrüßen auch die Kinder ihre Mutter, indem sie mit der linken Seite an sie heranlaufen.

Wenn man jemand anredet, beginnt man stets mit: *mimbä* (das *ä* lang gezogen und betont), d. h. so viel wie: du hörst!

Der Tag beginnt, wenn die Perlhühner anfangen zu schreien. Während des Tages richtet man sich nach der Länge des Schattens. Die Arbeiter machen sich ein Zeichen, indem sie in der Nähe eines Baumes oder Hauses einen Pflock in die Erde schlagen. Berührt der Schatten denselben, so ist es morgens 8 Uhr, wo die Arbeiter einen Imbiß bekommen. Ein zweiter Pflock dient zur Bestimmung der Mittagszeit.

Die Zeit wird nach dem Monde (*tang*) gerechnet, und zwar beginnt der Monat, sobald das erste Viertel sichtbar wird. Das Jahr (*me*) beginnt mit dem Anfang der Trockenzeit. Im übrigen wird die Zeit von einem Markttag zum andern gerechnet. Festgesetzte Feiertage gibt es nicht, jeder arbeitet, wann und solange er will. Die Anjang sollen, wie mir von mehreren Seiten erzählt worden, zehn Tage arbeiten und zwei Tage feiern (Feiertag heißt *biuwa* bei

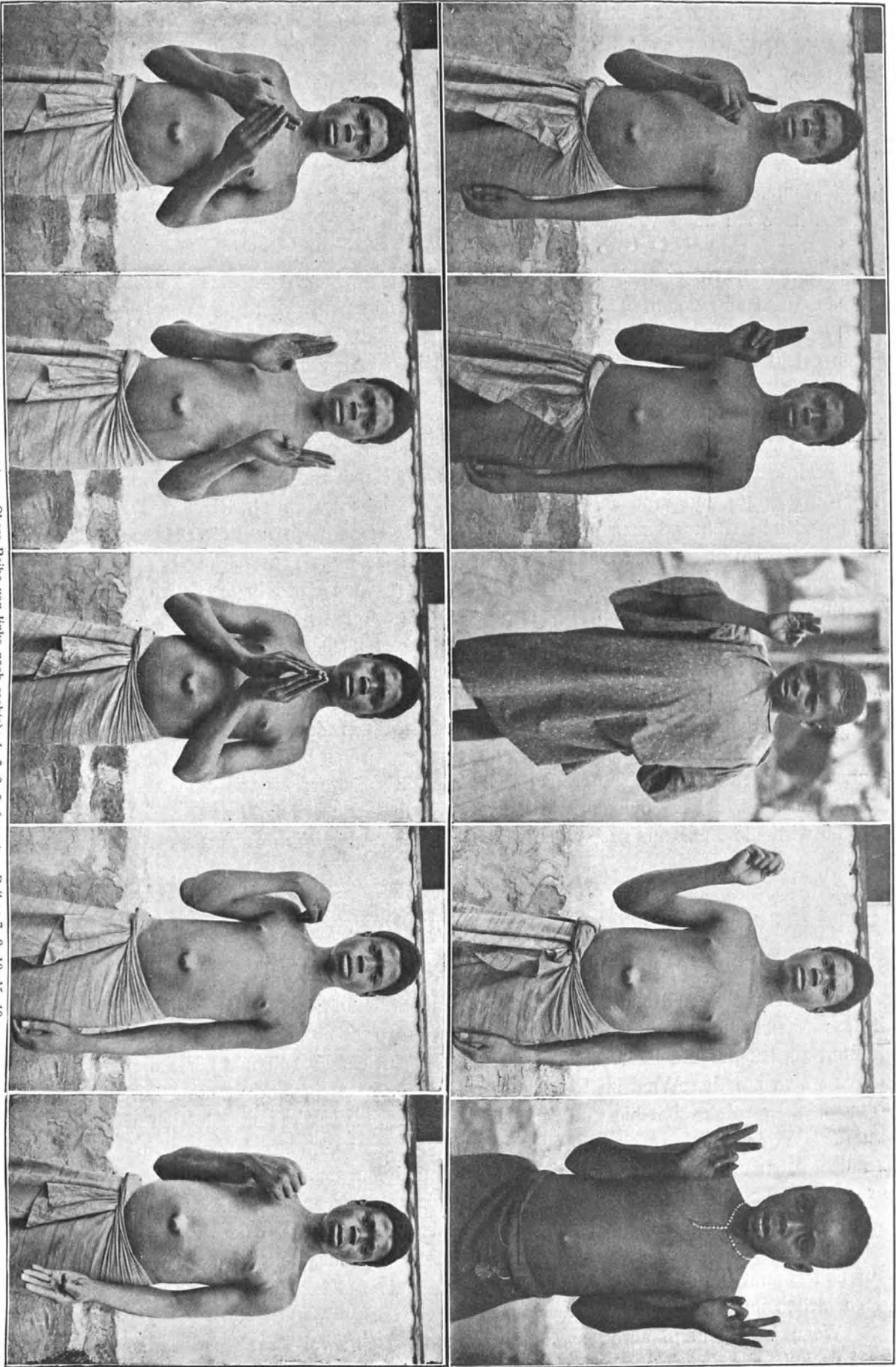


Fig. 61. Zahlgebarden. Obere Reihe von links nach rechts: 1, 2, 3, 5, 6; untere Reihe: 7, 8, 10, 15, 19.

den Anjang). An diesen zwei Feiertagen darf nicht gearbeitet, auch weder Wasser noch Feuerholz geholt werden. Kochen ist gestattet. Das geschieht auf Verlangen der Verstorbenen; wer dawiderhandelt, stirbt. Namen für Wochentage und Monate gibt es nicht.

Von der Sonnenfinsternis wird angenommen, daß sie durch eine ganz hochstehende Wolke verursacht werde. Bei einer Mondfinsternis (*tanga alla muscheme*) sagen die Leute, der Mond sei waschen gegangen; sie sollen dabei ganz gleichgültig sein. Der Mond ist eine Ziege; wenn man Plantenschalen aus dem Hause hinauswirft, so sollen sie vom Monde verzehrt werden. Dieses habe ich auch von Balundu-Leuten erzählen hören.

Beim Zählen werden, wenn es sich um geringe Sachen handelt, die Finger der beiden Hände, dann die Zehen beider Füße zu Hilfe genommen. Handelt es sich aber um einen Sklaven- oder Weiberkauf, so rechnet man mit kleinen Hölzchen oder Steinchen, die auf die Erde gelegt werden. Auch beim Erzählen wird jede vorkommende Zahl auch durch die Finger ausgedrückt.

Die Haltung der Finger beim Zählen ist die folgende: Bei 1 wird der Zeigefinger der rechten Hand aufgehoben, bei 2 Zeige- und Mittelfinger, bei 3 Mittel-, Ring- und kleiner Finger, bei 4 wird der Daumen eingeschlagen, bei 5 die Hand zur Faust geballt und der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt. Bei 6 zeigt man Mittel-, Ring- und Kleinfinger der beiden Hände, während man die Zeigefinger in die Handfläche und die Daumen darüber legt. Bei 7 legt man drei Finger der rechten Hand auf die linke Handfläche. Bei 8 werden beide Daumen eingeklapppt. Bei 9 wird der Daumen der rechten Hand in die Faust gesteckt und mit derselben am linken Arm, von der Hand, die ausgestreckt gehalten wird, beginnend, entlang gestrichen. Bei 10 klatscht man mit den beiden Handflächen gegeneinander. Bei 11 klatscht man wie bei 10 und hebt dann den Zeigefinger der rechten Hand auf, bei 12 Zeige- und Mittelfinger usw. Bei 15 tupft man mit den Fingern der rechten Hand ein- oder mehrmals auf die Schulter, bei 16 macht man dasselbe und hebt den Zeigefinger der rechten Hand hoch usw. Bei 20 macht man mit dem rechten Zeigefinger einen horizontalen Strich, von der linken Schulter ausgehend. 21 wie bei 20 und rechter Zeigefinger; 25 wie bei 20 und 5 usw. Bei 30 ein Strich wie bei 20 und eine 10 mit beiden Händen, bei 40 zwei Striche usw. bis 49. Bei 50 wird die Zahl nur gesprochen: *bessāndo bepe sum bijo* = zwanzig mal zwei und zehn.

ERZÄHLUNGEN.

1. DER URSPRUNG DES TODES.

Gott sandte einen Hund ins Reich der Toten und sprach: „Gehe hin zu den Toten und sage ihnen: „Wenn jemand stirbt und begraben wird, so steht er nach zwei Tagen wieder auf und kommt zurück auf die Erde.“ Hinter dem Hause saß ein Frosch und hörte dieses. Der Hund machte sich auf den Weg. Im Reich der Toten angekommen, fand er die Sklaven beim Palmölmachen. Er setzte sich hin und fing an zu fressen. Inzwischen machte sich auch der Frosch auf den Weg ins Totenreich. Dort angekommen, sah er den Hund fressen, umging ihn, kam zu den Toten und sprach: „Gott schickt mich und läßt euch sagen: ‘Stirbt jemand, so kehrt er nicht mehr auf die Erde zurück.’“ Dann ging der Frosch schnell wieder zurück. Als er weg war, kam der Hund mit seiner Botschaft und sprach: „Gott schickt mich zu euch und läßt euch sagen: ‘Wenn einer stirbt und begraben wird, so steht er nach zwei Tagen wieder auf und kommt auf die Erde zurück.’“ Als die Leute das hörten, glaubten sie ihm nicht, sondern hielten ihn für einen Lügner.

Wenn jetzt jemand stirbt, so kommt er nicht nach zwei Tagen zurück, sondern er wird erst nach langer Zeit, wenn er es schon lange vergessen hat, als Kind wiedergeboren.

2. DAS GEWITTER.

Ein Mann ging mit seiner Frau in den Wald, blieb dort und baute sich ein Haus. Als eines Tages der Mann auf der Jagd war, kam die Frau nieder. Sie schrie um Hilfe, aber der Mann hörte sie nicht. Da kam ein wildes Tier, half der Frau bei der Entbindung, schnitt die Nabelschnur ab und wusch das Kind. Als das Tier dann hungrig wurde, sagte es zu der Frau: „Brich das Kind in zwei Teile, ich will es essen.“ Die Mutter sträubte sich und sprach: „Wenn du das Kind brichst, so stirbt es. Nimm anderes Fleisch, koche es und iß.“ Das Tier machte den Topf und das Fleisch zurecht und ging Wasser holen. Da kam der Mann zurück, und die Frau erzählte ihm alles. Der Mann nahm ein langes Eisen, machte es im Feuer glühend und versteckte sich. Als das Tier zurückkam, sagte die Frau zu ihm: „Nimm Pfeffer von oben herunter.“ Als das Tier sich streckte, stach der Mann ihm das glühende Eisen in den After. Das Tier entfloh und machte vor Schmerzen von hinten: bak, bak, bak. Es lief nach oben in die Wolken. Als der Tag anbrach, fing es an zu regnen. Seit der Zeit hält das Tier sich immer oben auf, während es früher unten war. Und wenn es donnert, macht es noch immer bak, bak, bak.

3. DIE STIEFKINDER.

Ein Mann heiratete zwei Frauen. Die eine gebar ihm zwei Kinder, die andere ein Kind. Die Mutter der beiden Kinder starb. Der Mann sagte zu seiner anderen Frau: „Dies sind nun deine Kinder, die du pflegen mußt.“ Die Stiefmutter schickte die Kinder im Regen nach Feuerholz und nach Wasser und ließ sie schwer arbeiten. Sie selbst blieb mit ihrem Kinde zu Hause, kochte für sich und ihr Kind gutes Essen und aß alles Fleisch auf. Wenn die Stiefkinder von der Arbeit nach Hause kamen, bekamen sie nur die Knochen und dazu Schläge. Endlich konnten sie es nicht mehr aushalten, gingen an ihrer Mutter Grab und weinten. Da kam die Mutter aus dem Grabe, wusch sie, kochte ihnen gutes Essen und rieb ihren Körper mit Palmöl ein.

Als die Kinder nach Hause kamen und die Stiefmutter ihre Haut fein mit Öl eingerieben sah, fing sie an zu schimpfen und sagte, sie sollten sich schmutzig machen. Sie behandelte sie dann noch schlechter und gab ihnen noch weniger zu essen. Die Kinder gingen wieder an das Grab ihrer Mutter, weinten und klagten ihre Not. Da kam die Mutter wieder aus dem Grabe, wusch sie und salbte sie und gab ihnen gutes Essen.

Als sie wieder nach Hause kamen, schimpfte die Stiefmutter und fragte: „Wo seid ihr so lange gewesen?“ Sie sagten: „Wir waren in einem anderen Dorfe bei unseren Freunden, die gaben uns zu essen und Öl zum Salben.“ „Was soll das heißen,“ sagte die Stiefmutter, „geht und macht euch schmutzig.“ Die Kinder weinten sehr. Da kam eine große Spinne und sagte: „Macht diese Medizin und eure Mutter wird wieder zurückkommen.“ Sie machten die Medizin, gingen hin und legten sie auf das Grab ihrer Mutter. Die Mutter kam hervor und versteckte sich im Hause. Als die Stiefmutter nun wieder anfang zu schelten und ihnen allerlei Arbeiten auftrag, weigerten sie sich. Die Stiefmutter wollte sie schlagen. Da kam die Mutter aus dem Versteck und schlug der Stiefmutter den Kopf ab.

4. DER LEOPARD UND DIE ZWERGANTILOPE.

Der Leopard sprach zu der Zwergantilope, sie solle ein Festessen bereiten. Sie antwortete: „Ich habe kein Fleisch, was soll ich machen?“ Der Leopard sagte: „Nimm deine Mutter und schlachte sie, ich schlachte dann die meinige.“ Die Antilope war einverstanden. Der Leopard sprach: „Gehe oben an den Bach; sobald ich Blut im Wasser sehe, so weiß ich, daß du deine Mutter geschlachtet hast, dann schlachte ich die meinige auch.“ Die Antilope ging hin und

streute Rotholzpulver auf das Wasser. Als der Leopard das sah, hielt er es für Blut, nahm seine Mutter und tötete sie. Die Antilope aber versteckte ihre Mutter, ging zum Leoparden und sagte: „Komm, erst essen wir deine Mutter, dann wollen wir die meinige essen.“ Sie legte aber Steine in den Topf, verdeckte sie und sagte: „Aus meiner Mutter sind Steine geworden, ich habe viel Medizin.“ Der Leopard wunderte sich und ging heim und der Hunger quälte ihn. Die Antilope ging zu ihrer Mutter, und sie aßen zusammen. Dann ging sie zum Leoparden und sagte: „Ich esse Gras und morgen werde ich wieder Gras essen.“ Am nächsten Tage verfolgte der Leopard die Antilope, fand die Stelle, wo sie ihre Mutter versteckt hatte, und ging wieder nach Hause. Am andern Tage ging die Antilope aus. Der Leopard kam, fand das Versteck der Antilopenmutter, nahm sie und fraß sie auf. Als die Antilope zurückkam, fand sie ihre Mutter nicht mehr. Da ging die Antilope ins Haus ihrer Mutter, nahm Kürbiskerne, steckte sie sich zwischen die Zähne und ging zum Leoparden. Als dieser sie kommen sah, sagte er: „Ei, was siehst du schön aus, wer hat dir das gemacht?“ „Das habe ich mir selbst gemacht“, antwortete die Antilope. Darauf sagte der Leopard: „Komm und mache mir das auch.“ „Ja“, sagte die Antilope, „dazu hast du nicht genug Mut, das tut sehr weh.“ „Ich habe Mut“, sagte der Leopard. Da nahm die Antilope einen spitzen Holzpflöck und nagelte die eine Vorderpfote des Leoparden damit an die Erde. Der Leopard schrie vor Schmerz. Die Antilope sagte: „Habe ich dir das nicht gesagt? Nicht einmal dies kannst du aushalten.“ Der Leopard antwortete: „Du hast recht, aber wenn die Leute mich sehen, so lachen sie mich aus, also mache mir das auch zwischen die Zähne.“ Die Antilope sagte: „Dann ist es besser, ich nagele dir auch die anderen Pfoten fest, damit du still hältst.“ Der Leopard war damit einverstanden. Als er nun fest an den Boden gepflöckt dalag, sprach die Antilope zu ihm: „Sieh, du hast mich betrogen. Du hast meine Mutter unschuldig getötet, jetzt töte ich dich.“ Darauf nahm sie eine Flinte und schoß ihn tot. Jetzt schließt keiner mehr mit ihr Freundschaft, sondern meidet sie, weil sie ein Lügner ist.

5. DER ELEFANT UND DAS STACHELSCHWEIN.

Der Elefant traf das Weib des Stachelschweins und schlief bei ihr. Als das Weib nach Hause kam, erzählte sie es ihrem Manne. Der Elefant sollte nun Buße zahlen, er weigerte sich aber und sagte: „Ich habe viel Geld, aber ich bezahle dich nicht, denn ich bin größer als alle anderen Leute.“ Da schickte das Stachelschwein eine Buschratte, um zwei Sklaven zu verlangen, und gab ihr einen von seinen Stacheln mit. Der Bote kam zum Elefanten und sprach: „Der Mann, der mich geschickt hat, hat solche großen Haare.“ Als der Elefant den Stachel sah, erschrak er und sprach: „Ich bin so groß und habe nicht solche großen Haare; dieser Mann muß noch größer sein als ich.“ In diesem Augenblick kam das Stachelschwein selbst an. Der Elefant sah es und sagte: „Was? Solch ein kleines Ding, und ich fürchte mich vor ihm? Ich bezahle nichts, du bist zu klein.“ Da ging das Stachelschwein zum Krebs und klagte ihm seine Not und sprach: „Ich will dir ein schönes Geschenk geben, wenn du mir hilfst.“ Der Krebs ging zum Elefanten und legte sich auf die Lauer. Als der Elefant nun auf den Abtritt ging, packte ihn der Krebs am Penis und sagte: „Das Stachelschwein hat mich geschickt; du sollst ihm zwei Sklaven geben, dafür daß du bei seinem Weibe geschlafen hast.“ Der Elefant schrie vor Schmerzen, rief seine Leute und befahl ihnen, dem Krebs zwei Sklaven zu geben. Der Krebs brachte sie dem Stachelschwein. Dieses aber sagte: „Gehe wieder zum Elefanten und sage ihm, es sei nicht genug; ich will noch ein Palaverhaus haben.“ Da brachte der Elefant ein Palaverhaus. Dann aber rief er seine Leute zusammen. Zuerst kam die Büffelkuh. Zu ihr sprach der Elefant: „Gehe in das Land des Stachelschweins und bringe mir das Palaverhaus wieder zurück.“ Die Kuh ging zum Stachelschwein. Dieses gab ihr viel zu essen und Palmwein zu trinken. Dann nahm die Kuh das Palaverhaus und ging fort. Das Stachel-

schwein rief zu Gott (*dem*) um Hilfe und erzählte ihm alles. Da mußte die Kuh das Palaverhaus wieder zurückbringen. Das Stachelschwein aber ließ durch kleine Vögel das Haus zurückbringen und sprach zum Elefanten: „Hier hast du dein Haus wieder.“ Der Elefant erwiderte: „Es ist gut; ich werde dir nichts Böses mehr tun und meine Tiere werden nichts gegen dich unternehmen.“ Jetzt sind sie Freunde miteinander. Die anderen Tiere aber lachen und sagen: „Der Elefant ist so groß und konnte doch dem kleinen Stachelschwein nichts anhaben.“

ANHANG.

VON B. ANKERMANN.

1. ETHNOGRAPHISCHES.

Während meines auf wenige Tage beschränkten Aufenthalts im Banjangi-Lande im Herbst 1907 habe ich einige Häuser genau ausgemessen und ihre Grundrisse aufgezeichnet, die ich hier zur Ergänzung der Angaben Staschewskis wiedergebe. Das Haus, dessen Grundriß Fig. 62 zeigt, stand im Dorfe Tale. Es war ohne den kleinen Nebenraum 4,70 m lang und 3,25 m breit. Die Höhe der Wände betrug 1,70 m, die Firsthöhe 2,35 m. Die Tür war 1,70 m breit. Rechts vom Eingang befindet sich eine Lehmbank von 1,40 m Länge mit davorliegender niedrigerer Fußbank; erstere war 63, letztere 20 cm hoch. Dann folgte der Herd (Fig. 65) in Breite von 80 cm, und daran schloß sich die lange die ganze Rückwand einnehmende Bank, in deren Mitte sich der von Staschewski (S. 8) erwähnte Hochsitz für das Familienoberhaupt befand (Fig. 66). Dieser war 65 cm breit. Um zu dem in der rechten Ecke befindlichen Hinterausgang zu gelangen, mußte man über die Bank steigen. Links von der Tür, an der anderen Längswand, stand eine zweite Bank, deren Profil der Längsschnitt (Fig. 64) zeigt. Sie war nur 23 cm hoch, mit zwei seitlichen Lehnen von 40 cm Höhe, von denen die eine, der Tür zugewendete, oben gewölbt war. Zwischen beiden Seitenlehnen erhob sich hinter der Bank eine 68 cm hohe Rückenlehne. Die Bank stand nicht unmittelbar an der Wand, sondern zwischen beiden war ein schmaler Raum für die Schiebetür (vgl. oben S. 5). Zwischen den beiden Bänken bezeichnet ein Kreis die flache Vertiefung für das nächtliche Feuer. Der Nebenraum, der zwei Kochstellen enthielt und eine Hintertür nach dem Hofe besaß, nahm ausnahmsweise nicht die ganze Hausbreite ein, sondern nur die hintere Hälfte, während die andere dem Nebenraume überlassen war.

Der Grundriß Fig. 67 stammt von einem Hause im Dorf Sabe. Er stimmt in allem Wesentlichen mit dem vorigen überein, nur daß die Form der Bänke etwas anders ist und daß der Hauptraum keinen Herd enthält, während sich im Nebenraum zwei Kochstellen befinden. Der Mittelsitz auf der Bank gegenüber dem Eingange ist nicht erhöht, sondern nur durch zwei niedrige Seitenlehnen abgegrenzt. Die Bank rechts der Tür zeigt Fig. 68. Eine Bank aus einem anderen Hause in Tale stellt Fig. 69 dar, Fig. 70 einen Hochsitz aus dem Dörfchen Ngassa, das nahe der Faktorei Tinto mitten im Urwalde liegt. Fig. 71 zeigt einen Hauseingang aus Tale; im Vordergrund die dicke, aus einem runden Baumstamm bestehende Schwelle, rechts die größtenteils zurückgeschobene Schiebetür aus Palmrippen, links eine kleine ornamentierte Sitzbank, dahinter die drei Herdsteine.

Eine ornamentierte Holzsäule aus dem Palaverhause des letzten (am weitesten nach dem Graslande zu gelegenen) Dorfes von Sabe zeigt Fig. 72. Die Säule war etwa brusthoch und stand auf einem 20 cm hohen runden Lehmsockel. In der halbrunden Nische in der Vorderseite des Sockels befand sich eine kleine Grube für Trankopfer. Im Hauptdorf von Sabe sah ich einen in Spiralwindungen geschnitzten Pfosten im Palaverhause, der bis zum Dache reichte.

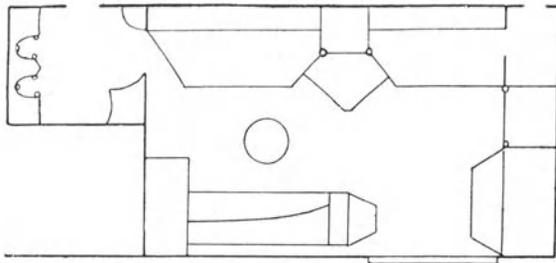


Fig. 62. Grundriß eines Hauses in Tale. $\frac{1}{100}$ nat. Gr.

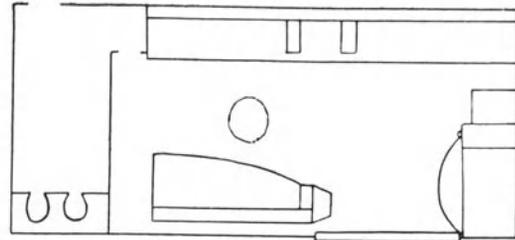


Fig. 67. Grundriß eines Hauses in Sabe.

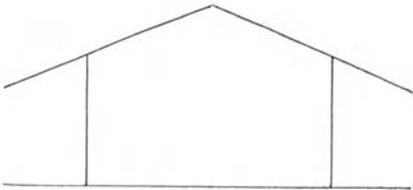


Fig. 63. Querschnitt durch das Haus Fig. 62. $\frac{1}{100}$ nat. Gr.

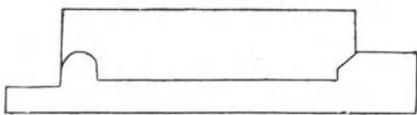


Fig. 64. Längsschnitt durch die Bank links der Tür in dem Hause Fig. 62. $\frac{1}{50}$ nat. Gr.

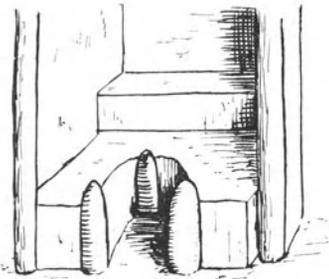


Fig. 65. Herd aus einem Hause in Tale.

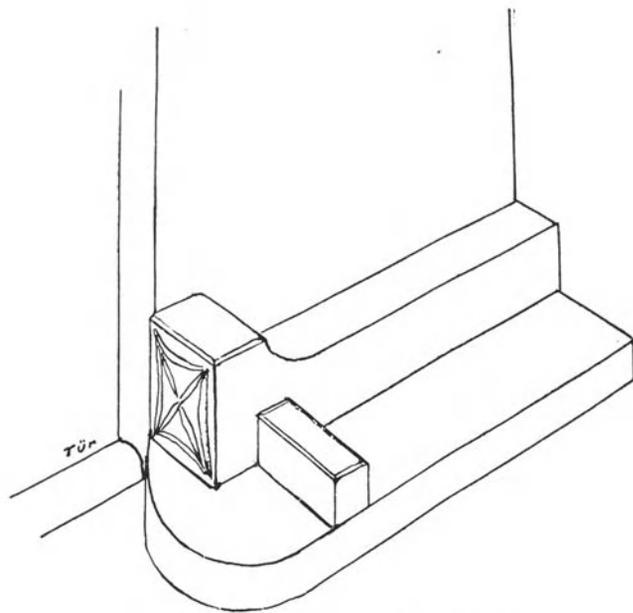


Fig. 69. Lehmbank aus einem Hause in Tale.

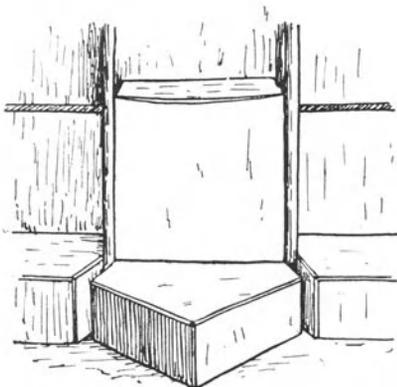


Fig. 66. Hochsitz in einem Hause in Tale.

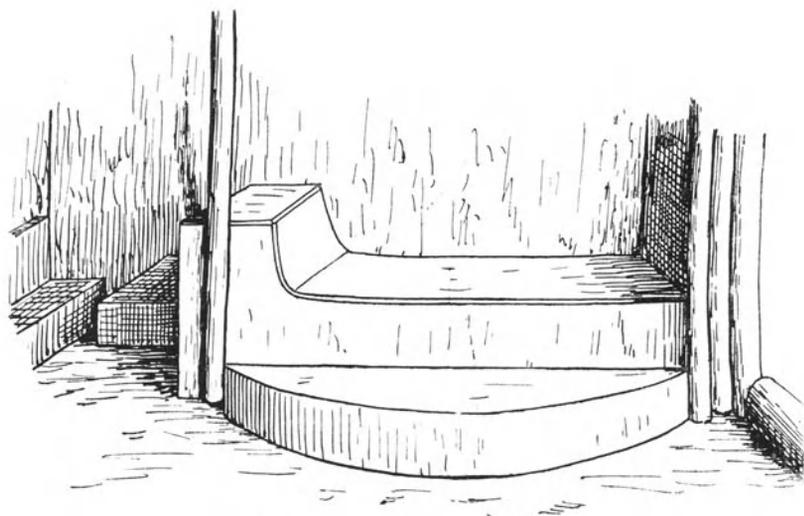


Fig. 68. Bank aus dem Hause in Sabe (Fig. 67).

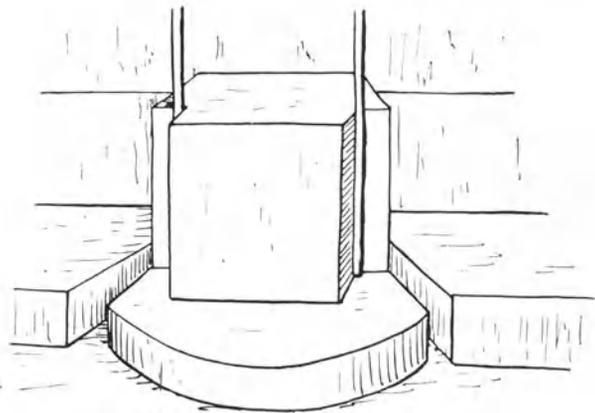


Fig. 70. Hochsitz in einem Hause in Ngassa.

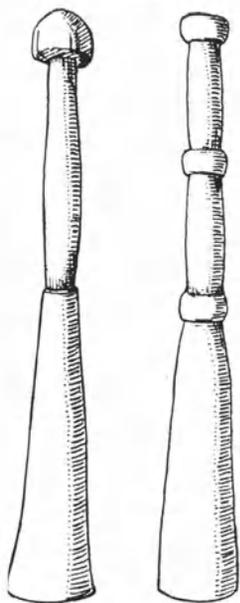


Fig. 76. Zwei Stampfkeulen (III C 4720, rechts nach Skizze v. B. Ankermann). $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

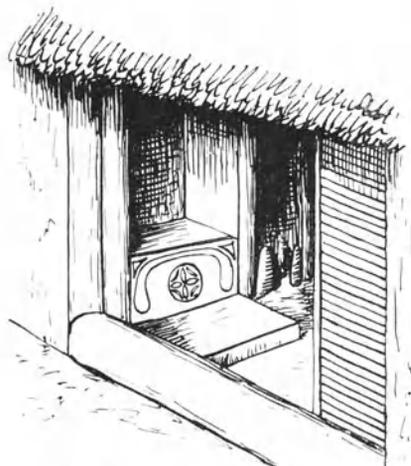


Fig. 71. Hausingang, Dorf Tale.

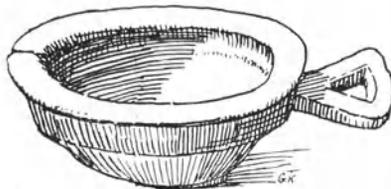


Fig. 74. Holzschale (III C 25811). $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

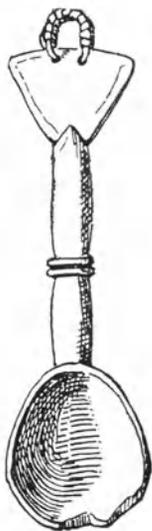


Fig. 77. Löffel (III C 25 814). $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

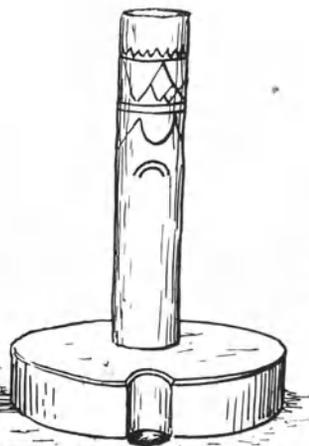


Fig. 72. Säule aus einem Palaverhause in Sabe.

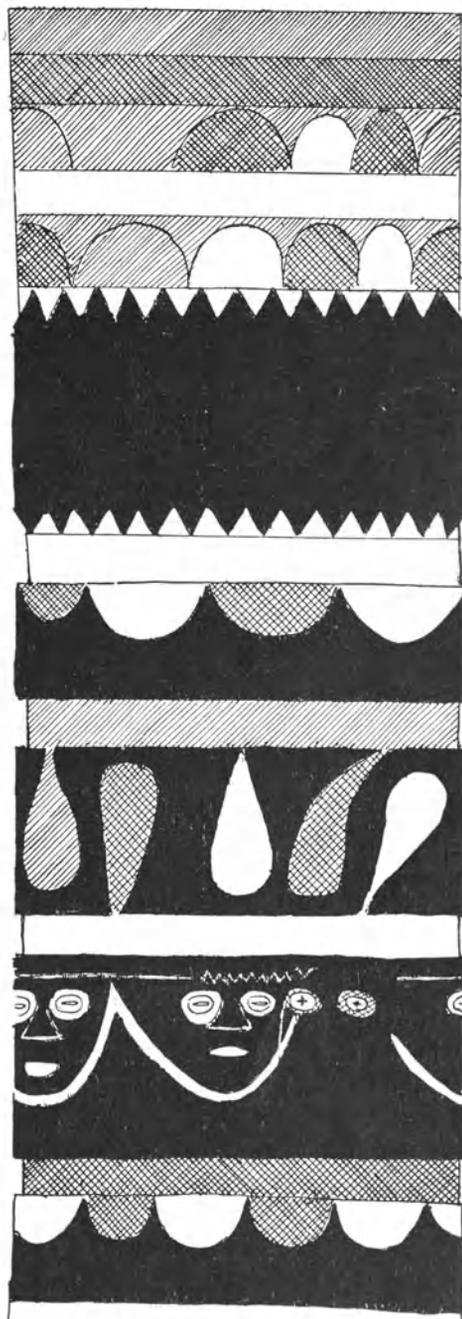


Fig. 73. Schnitzerei von einem Hauspfosten aus Sabe (abgerollt). (III C 25 821.)

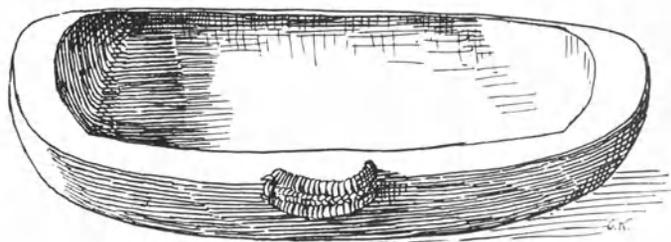


Fig. 75. Holzmulde (III C 25 813). $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

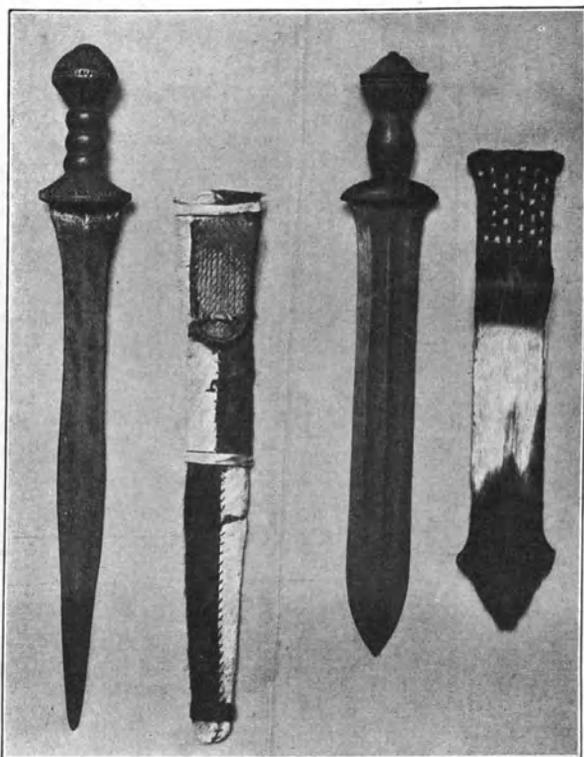


Fig. 78. Schwerter mit fellüberzogenen Scheiden (III C 4713 und 5611).
Etwa $\frac{1}{6}$ nat. Gr.

Sie gleichen ganz denen der Keaka und Ekoi. Die Abbildungen Fig. 79 und 80 stellen ein paar der gestrickten Männermützen dar, die wohl hauptsächlich von Häuptlingen getragen werden.

Von Musikinstrumenten gebe ich Abbildungen einer Gitarre, einer Sansa und eines (von Staschewski nicht angeführten) Musikbogens, der in ähnlicher Form sowohl im Waldlande wie im Graslande vorkommt und mittels eines Stäbchens gespielt wird. Fig. 84 zeigt eine Schlitztrommel, die auf der Dorfstraße in Tale lag.



Fig. 79. Zwei Männermützen (links III C 5945 a, rechts 4707).

Auch in Wohnhäusern finden sich zuweilen geschnitzte Holzpfeiler. So stand einer in dem Hause in Sabe, dessen Grundriß Fig. 67 wiedergibt, neben der in Fig. 68 dargestellten Bank. Der Pfeiler, der sich jetzt im Berliner Museum befindet, war geschnitzt und schwarz, weiß, rot und gelb bemalt. Die Farben sind jetzt größtenteils verschwunden. Er ist 2,26 m hoch, die Schnitzerei befindet sich an der oberen Hälfte (Fig. 73).

Zu der Beschreibung der Hauseinrichtung, des Hausgerätes und des sonstigen materiellen Kulturbesitzes habe ich kaum etwas hinzuzufügen; ich gebe hier nur noch Abbildungen einiger von mir gesammelter Stücke sowie einiger Gegenstände aus älteren Sammlungen: Holzschalen, Stampfkeulen, Löffel usw. (Fig. 74–77).

Unter den Waffen erwähnt Staschewski die Schwerter nicht, die allerdings heutzutage ziemlich außer Gebrauch gekommen sein mögen. Zwei von ihnen gibt die Fig. 78 wieder.

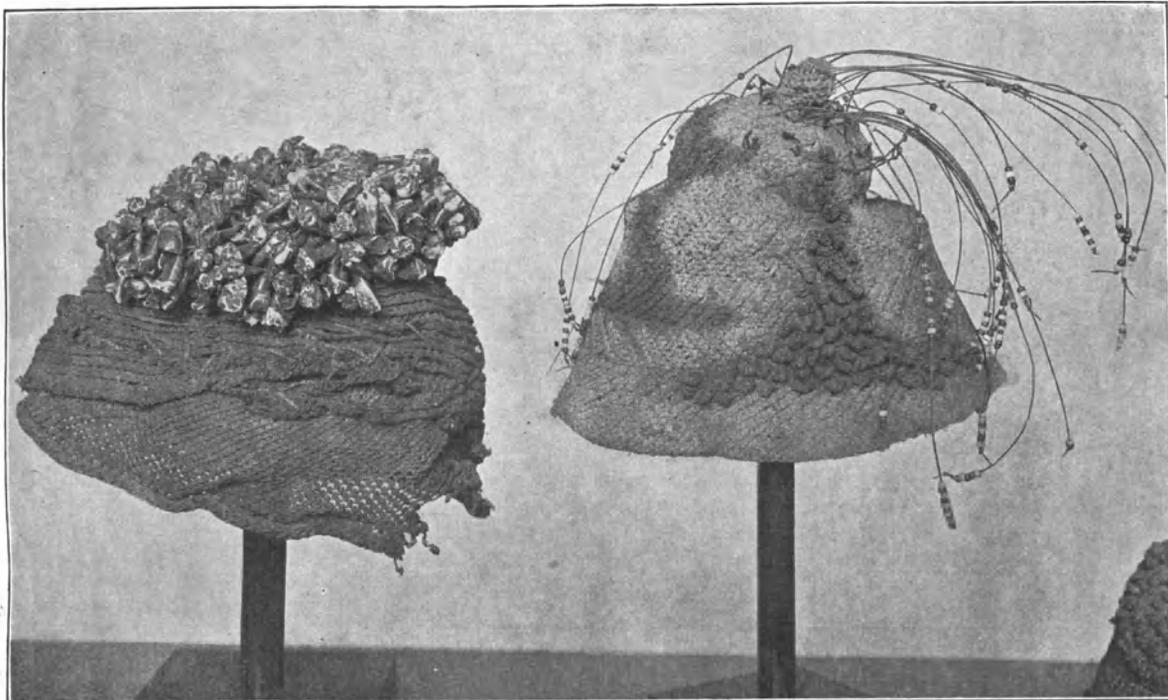


Fig. 80. Zwei Männermützen; links III C 20492, Mütze des Häuptlings Taku, mit Menschen- und Tierzähnen besetzt, rechts III C 10663 mit Elefantenschwanzhaaren verziert.

2. SPRACHLICHES.

Der erste Weiße, der bis in das Land der Banjangi vordrang, war Eugen Zintgraff (1888); aber schon lange vorher war die Sprache der Banjangi von dem Missionar Koelle aufgezeichnet und in seiner *Polyglotta Africana* (London 1854) veröffentlicht worden. Sein Gewährsmann war ein Sklave in Sierra Leone, Namens Asu; seinen Stamm nennt Koelle Koŋguan. Über seine Herkunft und seine Heimat schreibt Koelle folgendes: „Koŋguan liegt westlich von Ngbot, wo dieselbe Sprache gesprochen wird, östlich von Manyān, gleichfalls mit derselben Sprache. Es ist eine Tagereise von Bātſuo, mit der gleichen Sprache, drei Tage von Bábē, mit einer anderen Sprache, zwei Tage von Étoŋo, mit derselben Sprache, eine Woche von Anyo, d. h. Kalabar, mit einer anderen Sprache. Die Anyo nennen sie Okui.“ Asu war im Dorfe Bisónawañ geboren, etwa einen Tagesmarsch von Tamitek oder Etamitek, dem Hauptort der Koŋguan. Hier wuchs er auf und heiratete zwei Frauen. Die Untreue der einen verleitete ihn, einen Mann zu erschlagen, wofür ihn der König als Sklaven verkaufte.¹⁾

Die Heimat Asus ist leicht festzustellen; Bisónawañ ist offenbar identisch mit der unmittelbar südlich von Mamfe liegenden Landschaft Besongawang unserer Karten. Manyān, das westlich davon liegen soll, ist natürlich dasselbe wie Banyang oder Banyangi (Banyañi). Nur ist die Himmelsrichtung, wie so oft bei Koelle, falsch; in Wirklichkeit liegt es östlich von Bisónawañ und damit stimmt, daß von den östlichen Banyangi die westlich von Feintschang wohnenden Stammesgenossen schon zu den Keaka gerechnet werden (vgl. oben

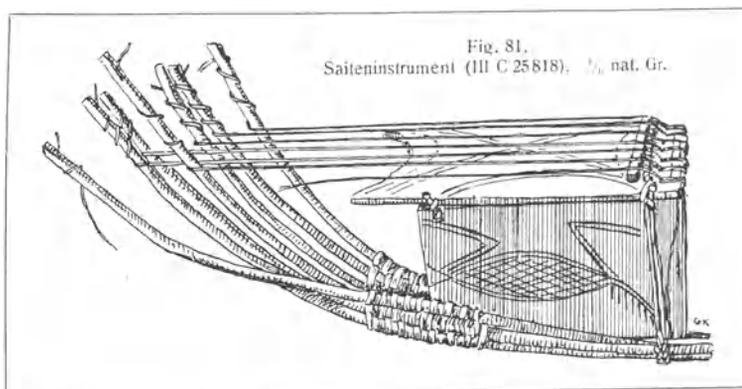
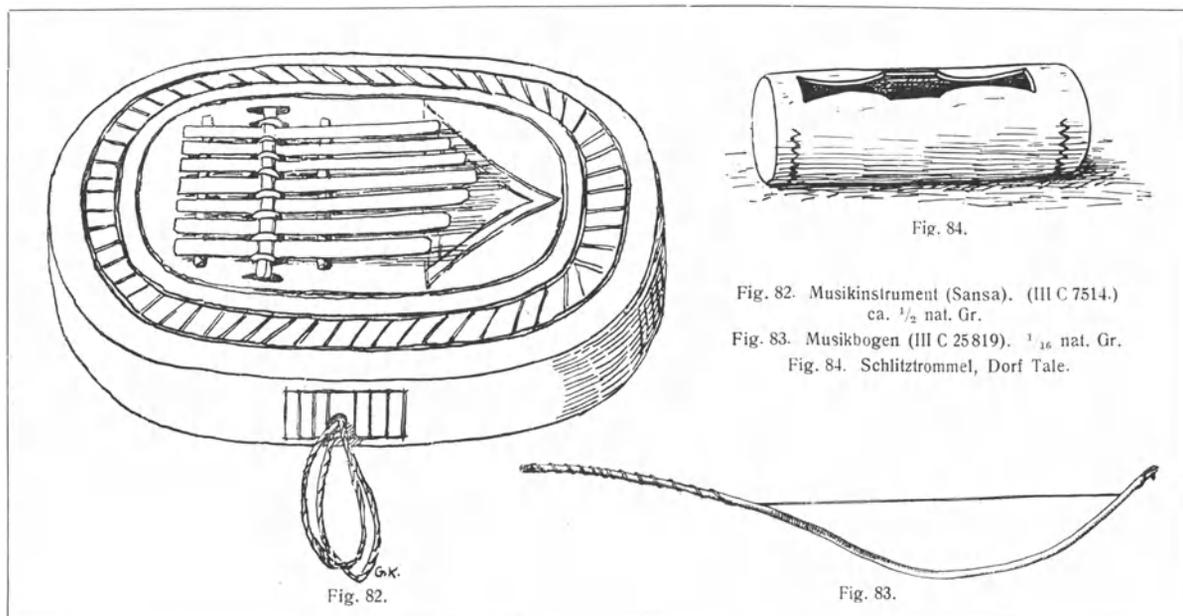


Fig. 81.
Saiteninstrument (III C 25818). $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

1) *Polyglotta Africana*. S. 20.
BAESSLER-ARCHIV, BEIHEFT VIII.



S. 2). Der Name Banyang oder Manyang scheint sich also im engeren Sinne nur auf die östliche Gruppe zu beziehen. Ngbot, das östlich von Koŋguañ liegen soll, liegt tatsächlich südwestlich davon und heißt auf unseren Karten Mpot. Batŋuo ist jedenfalls gleich Badschu, östlich von Besongawang.

Die übrigen Orte lassen sich nicht so leicht identifizieren. Etamitek ist vielleicht der Name des Häuptlings, zusammengesetzt mit *eta*, Vater, der so oft mit dem seiner Residenz verwechselt wird. Okui ist wohl gleich Ekoi. Ekoi, Keaka und Banyangi bilden eine sprachlich und kulturell nahe verwandte Völkergruppe; die erstgenannten wohnen den Kalabar-Leuten, den Efik, am nächsten, so daß ihr Name bei diesen zur Bezeichnung der ganzen Gruppe wurde.

Im folgenden habe ich aus Herrn Staschewskis linguistischen Aufzeichnungen, die hier nicht in ihrem ganzen Umfang verwertet werden können, eine Anzahl Wörter herausgesucht, die sich auch bei Koelle finden. Aus dieser Zusammenstellung wird sich die Identität von Koelles Koŋguañ mit der Banyangi-Sprache zur Genüge ergeben. Zum Vergleich habe ich auch die entsprechenden Wörter aus Mansfelds Vokabular (Urwald-Dokumente, Berlin 1908) danebengestellt.

	Staschewski	Koelle	Mansfeld
Mann	<i>mu</i>	<i>mō</i> ¹⁾	—
Weib	<i>ngore</i>	<i>ngole</i>	<i>ngóre</i>
Vater	<i>eta</i>	<i>eta</i>	<i>étaija</i> ²⁾
Mutter	<i>ma</i>	<i>mā</i>	<i>maija</i> ²⁾
Kind	<i>mo</i>	<i>mō</i> ³⁾	<i>mōe</i>
Knabe	<i>mongkon</i>	<i>mō mbayanum</i>	<i>mónkon, momberándum</i>
Häuptling	<i>mfo</i>	<i>mfo</i>	<i>mfo</i>
Sklave	<i>nssem</i>	<i>nsam</i> [•]	<i>nschemm</i>
Kopf	<i>nti</i>	<i>nti</i>	<i>ndi</i>
Haar	<i>emene</i>	<i>émane</i>	<i>émane</i>
Auge	<i>nje</i> , plur. <i>ame</i>	<i>n̄ies</i> , plur. <i>áma</i>	<i>amég</i>
Ohr	plur. <i>batu</i>	<i>átu</i> , plur. <i>bátu</i>	<i>batú</i>
Mund	<i>nju</i>	<i>nyũ</i>	<i>nju</i>
Zahn	plur. <i>amen</i>	<i>nényan</i> , plur. <i>áman</i>	<i>ámán</i>
Zunge	<i>deru</i> oder <i>lebech</i> ⁴⁾	<i>déley</i>	<i>děře</i>

1) In den Verbindungen *mopio*, schwarzer Mann, *mokarera*, weißer Mann.

2) *etaija* und *maija* bedeutet mein Vater, meine Mutter.

3) In der Verbindung *mō mbayanum*, männliches Kind, Sohn.

4) Vermutlich Schreibfehler für *delech*.

	Staschewski	Koelle	Mansfeld
Arm	<i>awo</i>	<i>āwūo</i>	<i>awó</i>
Fuß	<i>deareka</i>	<i>dēyáreka</i>	—
Finger	<i>kenaoma</i>	<i>hénuyāwó</i> , plur. <i>kénuyāmó</i>	<i>kenóngawo</i>
Zehe	<i>kenojeka</i>	<i>hénuyāka</i>	<i>kenóngaka</i>
Bauch	<i>minje</i>	<i>minjē</i>	<i>mēnē</i>
Nabel	<i>detong</i>	<i>détū</i>	<i>etóng</i>
Blut	<i>manong</i>	<i>mānuñ</i>	<i>manúng</i>
Dorf	<i>etock</i>	<i>étok</i>	<i>ětóg</i>
Haus	<i>eckert</i>	<i>ékat</i>	<i>ékert</i>
Tür	<i>deko</i>	<i>dékok</i>	—
Messer	<i>nga</i>	<i>ñga</i>	<i>mónnga</i>
Speer	<i>dikong</i>	<i>dékon</i>	<i>dekóng</i>
Bogen	<i>kerrt</i>	<i>ñket</i>	<i>ngutáko</i> ¹⁾
Axt	<i>hetech</i>	<i>hēteγ</i>	—
Hacke	<i>eno</i>	<i>éno</i>	<i>ěno</i>
Flinte	<i>ngo</i>	<i>ñgo</i>	—
Pulver	<i>ekomm</i>	<i>ékam</i>	—
Boot	<i>atschü</i>	<i>átšüi</i>	<i>ékui</i>
Feuer	<i>ngo</i>	<i>ñgo</i>	<i>ngu</i>
Wasser	<i>mannep</i>	<i>mānep</i>	<i>mbanjép</i>
Salz	<i>ngang</i>	<i>ñgan</i>	<i>ngang</i>
Stein	<i>ta</i>	<i>ñtāe</i>	<i>ntai</i>
Mond	<i>tang</i>	<i>ñtan</i>	<i>ndang</i>
Schlange	<i>njo</i>	<i>ñyo</i>	<i>njo</i>
Leopard	<i>ngkwo</i>	<i>ñkūo</i>	—
Elefant	<i>chok</i>	<i>ñsok</i>	—
Frosch	<i>manntong</i>	<i>mánton</i>	<i>mántong</i>
„	<i>mannsang</i>	<i>mánsan</i>	<i>nschang</i>
Hund	<i>muh</i>	<i>mu</i>	—
weiß ²⁾	<i>bepep</i>	<i>étsi papap</i>	<i>bébēp</i>
schwarz	<i>egri</i> oder <i>pijo</i>	<i>étsi pīo</i>	<i>enjerábio</i>
kommen	<i>tu</i>	<i>ñtsi tīa</i> (= ich komme)	<i>tuó</i>
lachen	<i>dji wamen</i>	<i>ñtsi wáeman</i>	—
weinen	<i>dji digwo</i>	<i>ñtsi dígēwo</i>	—
schlafen	<i>berekeno</i>	<i>ñtsi wérékenó</i>	<i>akíwurékeno</i>
träumen	<i>ngokono</i>	<i>ñgókenó</i>	—
sterben	<i>agu</i>	<i>ñtsi wu</i> oder <i>ñgu</i>	—
fallen	<i>dekon</i>	<i>ñtsi kōan</i>	<i>akónamok</i>
hören	<i>ggok</i>	<i>ñtsi wók</i> oder <i>méñgok</i>	<i>wu</i>
sehen	<i>wo</i>	<i>mē ngo</i>	<i>gō</i>
kaufen	<i>dji ku</i>	<i>ñtsi kuf</i> oder <i>ñkūh</i>	<i>nku</i>
verkaufen	<i>dji ti</i>	<i>ñtsi ti</i>	<i>áti</i>
trinken	<i>tschi ngu</i>	<i>ñtsi nyú</i>	<i>ánju</i>
töten	<i>dji we</i>	<i>ñtsi wāe</i>	<i>weímu</i>
kochen	<i>na</i>	<i>métsi nā</i>	<i>eté</i>

ZAHLEN.

	Staschewski	Koelle	Mansfeld
1	<i>emot</i>	<i>ímot</i> und <i>émot</i>	<i>emót</i>
2	<i>bepe</i>	<i>bépai</i>	<i>wépai</i>
3	<i>bela</i>	<i>bélat</i>	<i>bērá</i>
4	<i>minjui</i>	<i>mínui</i>	<i>mínui</i>
5	<i>wete</i>	<i>bétai</i> oder <i>wétai</i>	<i>bétái</i>
6	<i>betanda</i>	<i>bétāndát</i> oder <i>wótāndat</i>	<i>betandep</i>
7	<i>tandamo</i>	<i>tāndārāmōt</i>	<i>dandarámo</i>

1) *ngutako* heißt nach Staschewski Armbrust.2) Zu den Farbenbezeichnungen gibt Staschewski an, daß blau mit demselben Wort wie schwarz (*egri*) bezeichnet wird; der blaue Himmel ist also z. B. *egri*. Grün ist gleich weiß (*bepep*). Die obere Seite eines Baumblattes nennt man schwarz (*pijo*), die untere weiß (*bepep*). Rot heißt *etschi tschu* (Mansfeld: *enejēdju*), ein roter Mann: *mu tschu*. Braun wird von rot nicht unterschieden; gelb heißt *hekok*.

	Staschewski	Koelle	Mansfield
8	<i>menem</i>	<i>mēnan</i>	<i>meienan</i>
9	<i>nenenamo</i>	<i>nēnarāmót</i>	<i>nenénamot</i>
10	<i>bijo</i>	<i>bīu</i>	<i>bijó</i>
11	<i>bijo namo</i>	<i>bīu na mōt</i>	<i>bijó n'amót</i>
12	<i>bijo no epe</i>	<i>bīu na wépai</i>	
13	<i>bijo bela</i>	<i>bīu na wērát</i>	
14	<i>bijo minjui</i>	<i>bīu nēmīnui</i>	
15	<i>diku</i>	<i>deku</i>	<i>dekú</i>
16	<i>diku namo</i>	<i>deku na mōt</i>	
17	<i>diku no epe</i>	<i>deku na wépai</i>	
18	<i>diku bela</i>	<i>deku nawérát</i>	
19	<i>diku minjui</i>	<i>deku na mīnui</i>	
20	<i>essa</i>	<i>ésa</i>	<i>eschá</i>
21	<i>essansse namo</i>		<i>eschá nschem amót</i>
30	<i>essansse bijo</i>		<i>eschá nschem bijó</i>
31	<i>essansse bijo namo</i>		
35	<i>essansse diku</i>		
36	<i>essansse diku namo</i>		
40	<i>bessa wepe</i>		
50	<i>bessando epe sum bijo</i>		
60	<i>bessando bela</i>		
70	<i>bessando bela bijo</i>		
80	<i>bessa minjui oder bessa wessa</i>		
90	<i>bessa minjui bijo</i>		
100	<i>bessa wele oder bessa bete</i>		<i>eschá n'etaí</i>
200	<i>bessa bijo</i>		<i>eschá we bijó</i>
300	<i>bessa diku</i>		

DIE KULTUR DER GEGENWART IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

Soeben erschien:

PHYSIOLOGIE UND ÖKOLOGIE

Teil III, Abteilung IV, Band 3

I. Botanischer Teil

Unter Redaktion von G. Haberlandt-Berlin

Mit 119 Abbildungen. [IV u. 338 S.] Lex. 8. 1917. Geh. M. 11.—, gebunden M. 13.—, in Halbfranz geb. M. 15.—

Inhalt: Zur Einleitung in die Pflanzenphysiologie: F. Czapek. — Die Ernährung der Pflanze. F. Czapek. — Wachstum und Entwicklung der Pflanze: H. v. Guttenberg. — Die Bewegungserscheinungen im Pflanzenreich: H. v. Guttenberg. — Physiologie der Fortpflanzung im Pflanzenreich: E. Baur.

Im vorliegenden Bande wird die Physiologie und Ökologie der Pflanzen behandelt, wobei aber diese beiden Teildisziplinen der Physiologie im weiteren Sinne keine streng gesonderte Bearbeitung gefunden haben, da ihre Grenzen zu oft verwischt sind. Nach einer Einleitung von Professor Fr. Czapek, in der die Aufgaben und die Eigenart der Pflanzenphysiologie, ihre Methoden und die Grundeigenschaften der pflanzlichen Lebewesen besprochen werden, behandelt derselbe Verfasser „die Ernährung der Pflanze“ im weitesten Sinne des Wortes. Durch den steten Hinweis auf die Geschichte der Ernährungslehre und auf die Analogien zwischen tierischer und pflanzlicher Ernährung wird dieser Abschnitt belebt und vertieft. Nun folgt der zweite Abschnitt über „Wachstum und Entwicklung der Pflanze“ von Professor Dr. H. von Guttenberg, in dem u. a. verschiedene entwicklungsphysiologische Fragen erörtert werden. Im Abschnitt über die Bewegungserscheinungen im Pflanzenreich, von demselben Verfasser, werden die Reizbewegungen besonders eingehend besprochen und dabei stets die damit im Zusammenhang stehenden anatomischen Einrichtungen berücksichtigt. Der letzte Abschnitt über „die Physiologie der Fortpflanzung“ von Professor E. Baur bringt eine systematische Übersicht über alle hierhergehörigen Erscheinungen, wobei die rein physiologische Seite des Gegenstandes von der ökologischen stets scharf getrennt wird.

In allen Abschnitten weisen die Verfasser auf noch ungelöste Probleme hin, so daß auch in dieser Richtung das Werk reich an Anregungen sein dürfte.

In Vorbereitung: II. Zoologischer Teil

HESSE UND DOFLEIN TIERBAU UND TIERLEBEN IN IHREM ZUSAMMENHANG BETRACHTET

2 Bände von ca. 1800 Seiten. Lex.-8. Mit 1220 Abbildungen sowie 35 Tafeln in Schwarz-, Bunt- und Lichtdruck nach Originalen von W. Engels, H. Genter, W. Heubach, E. L. Hoeß, E. Kießling, W. Kuhnert, B. Liljefors, C. Mercuriano, L. Müller-Mainz, P. Neuenborn, O. Vollrath und den Verfassern.

Geschmackvoll gebunden in **Original-Ganzleinen** je M. 20.—, in **Original-Halbfranz** je M. 22.—

I. Band: Der Tierkörper als selbständiger Organismus. Von R. Hesse, Professor an der Universität Bonn. Mit 480 Abbildungen und 15 Tafeln. [XVII u. 789 S.] 1910.

II. Band: Das Tier als Glied des Naturganzen. Von F. Doflein, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Mit 740 Abbildungen und 20 Tafeln. [XV u. 960 S.] 1914.

Aus der gewaltigen Fülle naturwissenschaftlicher Schriften und Bücher, hervorgerufen durch das in immer weitere Kreise dringende Verlangen nach naturwissenschaftlicher und hauptsächlich biologischer Erkenntnis, ragt das Werk von Hesse und Doflein in mehr als einer Beziehung hervor. Sich nicht auf eine Beschreibung der einzelnen Tiere beschränkend, sondern in meisterhafter Weise das Typische, allen Lebewesen Gemeinsame herausgreifend, schildert es auf Grund der modernsten Forschungsergebnisse die tierische Organisation und Lebensweise, die Entwicklungs-, Fortpflanzungs- und Vererbungsgesetze, die Abhängigkeit der einzelnen Teile vom Gesamtorganismus und wiederum deren Einfluß auf das Ganze, kurz, alle die Fragen, die heute den Forscher wie den interessierten Laien bewegen. Dabei vereinigt das Werk mit unbedingter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit eine seltene Klarheit der Sprache, die eine Lektüre desselben für jeden Gebildeten zu einem Genuß gestaltet. Eine große Anzahl künstlerischer Bilder und Tafeln, von ersten Künstlern besonders für das Werk hergestellt, unterstützt den Text, so daß die innere wie äußere Ausstattung als hervorragend bezeichnet werden muß.

„... Jeder Zoologe und jeder Freund der Tierwelt wird dieses Werk mit Vergnügen studieren, denn die moderne zoologische Literatur weist kein Werk auf, welches in dieser großartigen Weise alle Seiten des tierischen Organismus so eingehend behandelt. Schon ein Überblick über die verschiedenen Kapitel läßt den Reichtum des Inhalts erkennen. Das Werk wird sich bald einen Ehrenplatz in jeder biologischen Bibliothek erobern.“ (L. Plate i. Archiv f. Rass.- u. Gesellsch.-Biolog.)

„... Das ausgezeichnete Buch steht inhaltlich durchweg auf der Höhe der modernen Forschung und zeugt sowohl von völliger Beherrschung des gewaltigen, in der zoologischen und physiologischen Literatur vorliegenden Stoffes wie von eigener durchdringender Arbeit des Verfassers. Formal zeichnet es sich durch die einfache Klarheit der Sprache aus. Die Durcharbeitung des Textes ist sehr sorgfältig, auch die Ausstattung mit Illustrationen ist vorzüglich. ... Ein zuverlässiger Führer auf dem Gebiet biologischer Tierbetrachtung.“ (Medizinische Klinik.)

Aus den Besprechungen

„... War Brehms Tierleben die reich illustrierte Bibel, mit deren Hilfe das deutsche Volk das Buchstabieren im großen, lebendigen Buche der Natur erlernen sollte, so könnten wir das Hesse-Dofleinsche Werk eine naturwissenschaftliche Bibel nennen, ein Volkslehrbuch, das nicht nur gelesen, sondern Seite für Seite ernstlich studiert sein will.“

(Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft, Wien.)

„Ein Buch, welches ganz auf der Höhe steht, und auf welches Autor und Verleger in gleichem Maße stolz sein können. Der großen Schar von Freunden der Biologie sei dieses Buch aufs wärmste empfohlen. Der Kundige sieht überall die enorme Arbeit, die in dem Buche steckt, und freut sich vor allem über das erfolgreiche Bemühen, dem Leser nur das wirklich zum sicheren Besitz der Wissenschaft Gewordene vorzutragen. Mit Staunen wird der Fernstehende innwerden, wieviel Positives in diesem Teil der Biologie geleistet worden ist.“ (Prof. Dr. W. Kükenthal in der „Silesischen Zeitung“.)

Ausführlicher illustrierter Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag

SPRINGER FACHMEDIEN WIESBADEN GMBH